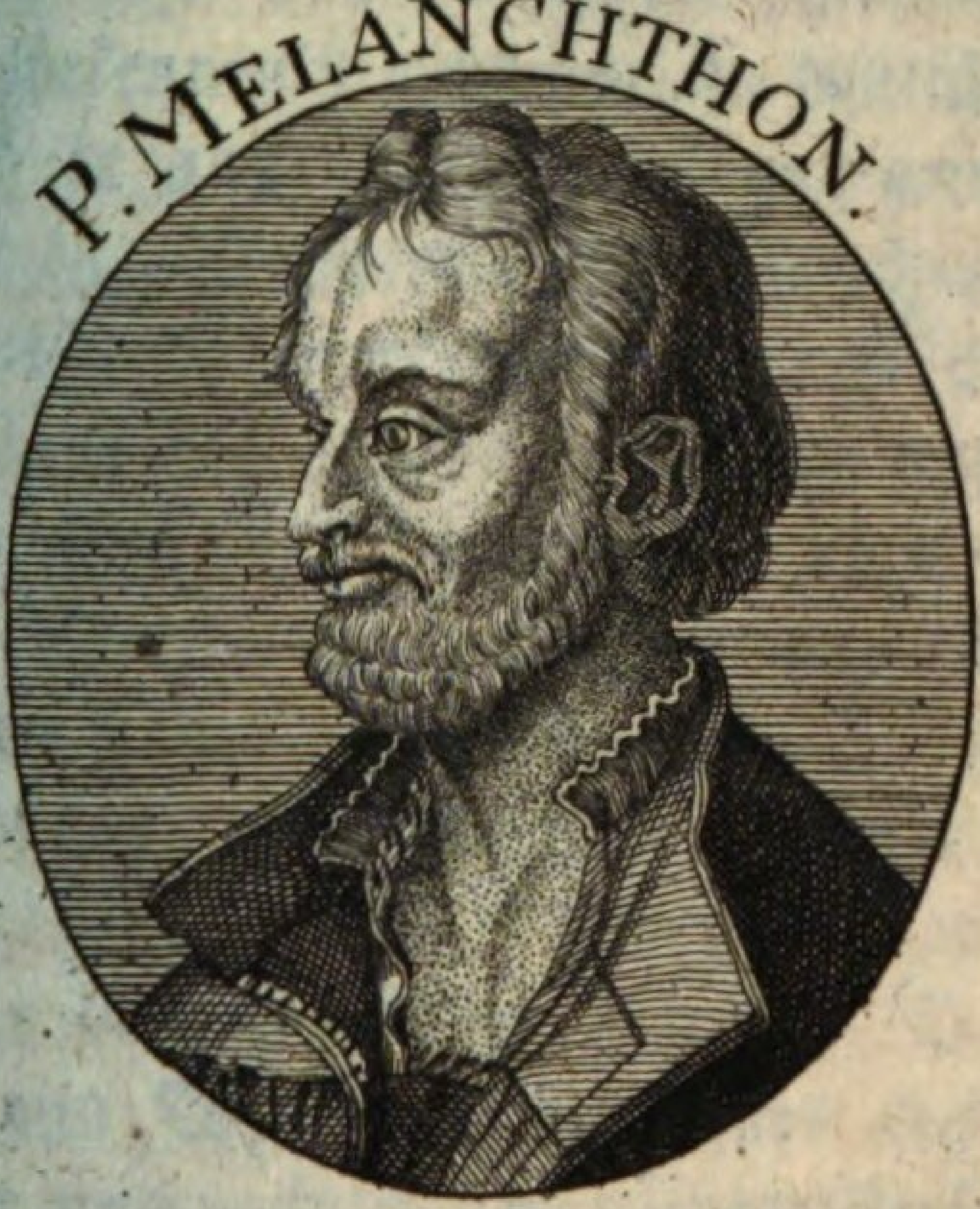
Geschichte der Deutschen für die Jugend.



Sechstes Bändchen.

Nürnberg,
im Verlag bei Johann Gottfried Stiebner.
1785.

I.

Zweite Periode der Reformationsgeschichte, von dem augsburger Reichstag 1530. bis auf den Religionsfrieden 1555.

So war also das verbesserte christliche Glaubensbekenntniß nicht nur im deutschen Reich, sondern auch in ganz Europa bekannt gemacht, indem es fast in alle europäische Sprachen übersezt wurde. Dieses Bekanntwerden war freilich weder den Grundsätzen des Pabsts, noch den anfänglichen Gesinnungen des Kaisers gemäß: aber die unerschütterliche Standhaftigkeit der evangelischen deutschen Fürsten siegte, und der Kaiser gab nach. Viele Katholiken, selbst Bischöfe, urtheilten izt ganz anders über den Lehrbegrif der Protestanten, weil sie izt näher damit bekannt waren. Das vorige Schimpfen und Wortverdrehen eines Ecks, Cochläus, Faber und andrer dergleichen Verfechter des Pabstthums hatte doch vielen ganz falsche und irrige Begriffe von dem, was Luther lehrte, beigebracht. Nun lag es schriftlich, im zusammenhängenden Vortrage iedermann zur Beurtheilung vor Augen; und Freunde der Warheit konnten derselben doch ihren Beifall in der Stille nicht versagen, wenn gleich das Verhältnis ihres Berufs und Standes, oder allzugrosse Anhänglichkeit an irrdische

Vortheile und Vorzüge sie verhinderte, ihr diesen Beifall öffentlich zu geben.

Oeffentlich konnten daher die katholischen Fürsten, zumal die Geistlichen, die augsburgische Konfeßion nicht gut heissen, und der päbstlichen Gesandtschaft war es äusserst misfällig, daß die Sache so weit gekommen war. Da man aber das Geschehene nicht ungeschehen machen konnte, so nahm man, wie immer, seine Zuflucht zu listigen Wendungen. Man überredete den Kaiser, die in dem Glaubensbekenntnisse vorgenommenen Veränderungen wären für die Kirchenverfassung eher nachtheilig, als vortheilhaft. Glaubenseinigkeit wäre nicht wirksamer zu erhalten, als wenn ieder durch obrigkeitliche Gewalt und Strenge dahin angehalten würde, zu glauben, was die Kirche glaubt, ohne einige Widerrede, und die von derselben gebotene Gebräuche mitmachte. *) Würde man nicht unverbrüchlich darüber halten, sondern neue Lehren begünstigen, so würde in der Folge ieder unruhige Kopf, der sich weiser dünkte, als andre, mit abermaligen neuen Lehren hervortreten, neue Unruhen stiften, und des Reformirens und der Streitigkeiten würde kein Ende seyn. **) Man traf folglich alle Anstal-

*) Uebrigens mochte er davon denken, was er wollte, wenn er es nur nicht öffentlich sagte.

**) Und das wird auch nicht seyn, so lange man Dinge lehrt, die der gesunden Vernunft zuwider sind, und die Menschheit empören. Indessen war diese herrliche Philosophie eine Hauptursache, warum man sich in nachmaligen Religionsverträgen so verschanzte und verklauselte, daß eine Religionsvereinigung nun auch in unsern hellern Tagen nichts weiter als eine Schimäre ist.

Anstalten, nichts nachzugeben, und sich einer Vereinigung mit den Protestanten äusserst zu widersetzen. Man schmeichelte sich, sie wieder mit der Leier vom nächstens zu haltenden allgemeinen Concilium einzuwiegen und zu trösten, und dadurch, ad interim, wie es hieß, zur Wiedereinführung des alten Glaubens in ihren Staaten zu vermögen. Sogar in Ansehung der Misbräuche in Kirchensachen gab man vor: die Ausrottung und Abstellung derselben wäre der Kirche mehr schädlich, als nützlich, und folglich das Heilungsmittel gefährlicher als das Uebel, das man heilen wolle.

Durch diese Vorstellung und Grundsätze ließ sich der Kaiser sehr zum Nachtheil der Protestanten einnehmen. Doch befahl er eine Untersuchung ihres Glaubensbekenntnisses, und eine Antwort auf dasselbe, oder eine Widerlegung. Mit diesem Auftrage gerieth er aber an die rechten Leute. Die katholischen Gottesgelehrten, welchen diese Widerlegung abgefordert wurde, waren die nämlichen Helden, welche bisher auf dem Kampfplatze aufgetreten waren; abgesagte Feinde der Warheit, und Luthers, und geschworne Kreaturen des Pabsts und seiner auf dem Reichstag anwesenden Gesandten. Diese Verfechter des alten Glaubens, an der Zahl neunzehn, zogen nun gegen den einzigen Melanchthon zu Felde, und schimpften, ohne die geringste Rüksicht auf die grosse Mäßigung, mit welcher sich dieser betragen hatte, so tapfer drauf los, daß sie selbst bei ihrer Partei Misfallen, statt des gehoften Beifalls, einernteten. Als die sogenannte Konfuta-

futation fertig war, wurde sie auf kaiserlichen Befehl, so wie vormals das evangelische Glaubensbekenntniß, öffentlich abgelesen. Schon vorher hatte der Kaiser mit den katholischen Ständen sich über die Sache berathschlagt, und denselben die Konfutation zur Einsicht vorgelegt. Da aber die Heftigkeit, mit welcher sich die Verfasser ausgedrükt hatten, allgemein gemißbilligt wurde, so mußte sie auf Befehl des Kaisers so umgeändert und abgekürzt werden, daß sie aus 280 Blättern — denn so stark war sie — bis auf 12 zusammenschmolz.

Ehe noch die Konfutation abgelesen wurde, machte der Kaiser den versammelten Ständen seine Entschliessung bekannt, und eröfnete mit dieser Bekanntmachung den feierlichen Akt. „Was er hier hätte aufsetzen lassen, wäre seine Meinung, bei welcher er beharren wolle. Er begehre, daß die übrigen Fürsten das nämliche thun sollten. Wollten sie nicht, so wäre er der Schuzherr und Beschirmer der Kirche, und würde keine Neuerung in Deutschland verstatten.„ Doch wurde den protestantischen Fürsten, als sie sich weigerten, die Konfutation so schlechterdings anzunehmen, verstattet, mit ihren Gegnern in Unterhandlungen zu treten. Es wurde gestritten, gezankt, und — nichts ausgemacht. Der Landgraf von Hessen wurde hierüber so unwillig, daß er am 6 August heimlich von Augsburg abreisete, worüber sich aber der Kaiser so entrüstete, daß er seine Entschuldigung dieser Abreise sehr ungnädig aufnahm, und sogar die Thore von Augsburg mit seinem Militare besezte,

welche

welche Anstalten er iedoch auf Anhalten der Stände, bald wieder aufhob.

Melanchthon, der die Konfutation äusserst seicht fand, und sich daher schmeichelte, man müsse von Seiten der Gegenpartei unfehlbar einsehen, wessen Sache besser sei, bewies sich bei den angestellten Unterhandlungen seinem edlen Charakter gemäß, sehr freundlich und nachgiebig, so daß ihn abermals von lutherischen Theologen der Vorwurf gemacht wurde, daß er, wenn nur die Gegenpartei zu einer Vereinigung Lust bezeigt hätte, zu viel nachgegeben haben würde. Luthern misfiel das ganze Geschäfte. Er schrieb an Melanchthon: „Ich höre, wiewol nicht sehr gerne, daß ihr ein wunderbares Werk angefangen, und den Pabst und Luthern miteinander vergleichen wollt. Es wird aber der Pabst nicht wollen, und der Luther bittet auch dafür.„*)

Endlich verordnete der Kaiser einen engern Ausschuß zu endlicher Beilegung der Sache. Auch dieser aber that weiter nichts, als daß man die langweiligen Artikel vom Concilium wieder in Vorschlag brachte, und die Protestanten zu einen Interimsvergleich zu bereden suchte, bei dessen Errichtung iedoch zuvörderst Rüksicht auf die Abstellung aller Neuerungen, wie es hieß, und auf die Restitution gemeiner Kirche in ihre alte Verfassung genommen wurde. Die protestantischen Fürsten erklärten hierauf, daß sie, falls ihnen keine annehmlichern Vorschläge gemacht würden, alle Unterhandlungen abbrechen müßten. Der Kaiser ließ sie darauf vor

 sich

*) Roos, B. 1. §. 201. S. 647.

sich berufen, und machte ihnen unter beständiger Zusicherung, daß er ein allgemeines Concilium vermitteln wolle, abermalige Vorschläge, welche aber die nämlichen waren. Sie protestirten aber auch izt gegen alles Ansinnen, die Kirchenverfassung in ihren Landen auf den alten Fuß, zu setzen, und bezeugten, ohnerachtet der Drohung des Kaisers, daß er sich, falls sie seinen Willen nicht erfüllten, als Schuzherr und Vogt der Kirche zeigen müsse, daß sie sich unmöglich hierzu entschliessen könnten.

Endlich ließ ihnen der Kaiser ein Dekret publiciren, dessen Hauptinhalt folgender war: „Er habe, um alles in der Güte auszugleichen, bisher Unterhandlungen genug anstellen, auch die von den protestirenden Ständen übergebne Lehrpunkte widerlegen, — oder wie der eigentliche Ausdruk lautet — ableinen lassen. Weil man aber dem ungeachtet zu keinen Vergleich habe gelangen können, so wollten kaiserliche Maiestät ihnen noch bis zum 15 April *) Bedenkzeit verstatten, nach deren Verfluß sie sich über die Frage, ob sie sich der unverglichenen Artikel halber mit der christlichen Kirche, päbstlicher Heiligkeit, kaiserlicher Maiestät, und andern Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs bis zu einem künftigen Concilium vereinigen wollten, oder nicht?„ — Sie widersprachen in ihrer Antwort auf die kaiserliche Proposition, daß ihre Lehre iemals aus göttlicher Schrift wäre widerlegt oder abgeleint worden, und liessen dem Kaiser zugleich

*) 1531. Der Tag an welchem ihnen das Dekret publicirt wurde, war der 22 Sept. 1530.

gleich eine Apologie ihres Glaubensbekenntnisses überreichen. Der Kaiser weigerte sich aber diese Schrift anzunehmen, und beschied sie am folgenden Tage wieder vor ihm zu erscheinen.

Hier ließ ihnen nun der Kaiser seine Verwunderung bezeugen, daß sie die Widerlegung ihrer Konfeßion für unstatthaft erklärten, die doch nach tapfern Rath vieler Gelehrten *) abgefaßt und die heilige Schrift dabei zur Grundregel angenommen worden sei. Er ließ ihnen ferner bedeuten, daß er nicht zugeben, und also auch nicht glauben könne, daß die Konfeßion im Evangelio gegründet. Was die überreichte Apologie oder Schuzschrift wider die Konfutation beträfe, so würde sich der Kaiser in keine fernerweitige Disputation einlassen: daferne aber die vereinigten Fürsten den Abschied nicht annehmen wollten, würde er darob zu halten wissen, wie sichs gebühret. Schließlich wurde gemeldet, daß der Kaiser Gut und Blut, Leib und Leben, Land und Leute daran setzen wollte, daß dieser Handel einmal geendigt würde, und daß er sich hierüber mit Kurfürsten, Fürsten und Ständen verschworen, vereidet und verbunden habe.

Auf dieser Entschliessung beharrte der Kaiser, und alle fernere Gegenvorstellungen waren vergeblich. Die protestirenden Fürsten nahmen daher Abschied, mit der Aeusserung: „weil kaiserliche Maiestät durchaus nicht geneigt wären, ihr Bitten zu erhören, so müßten sie die Sache nunmehro auf sich beruhen lassen, und Gott, auf den sie das größte

*) Viel Köche verderben öfters den Brei.

Vertrauen sezten, den Ausgang derselben anbefehlen.

Der eigentliche Reichstagsabschied erfolgte am 19 November 1530. und das obige harte Dekret, worinnen nicht allein der Protestanten, sondern auch der Wiedertäufer, Sakramentirer ꝛc. Meldung geschah, wurde nach seinem ganzen Innhalt eingerükt; ihnen eine Menge von Irrlehrern, Aergernissen und Verbrechen aufgebürdet, und ihr Glaubensbekenntniß verworfen. Alle Artikel des alten Glaubens, mit allen damit verbundenen Misbräuchen wurden aufs neue festgesezt, und zu halten anbefohlen, und alle Neuerung in der Lehre, bei Strafe kaiserlichen Landfriedens, Acht und Aberacht verboten. Zugleich wurde denjenigen, welche — so lauten die Worte — beim alten Glauben wider die aufrühriſche, verführeriſche, und vor dem schon verdammte Lehre verbleiben, und unter solcher Obrigkeit stehen, die den gegenwärtigen Reichstagsabschied nicht angenommen haben, kaiserlicher Gnade und Schuzes besonders versichert. Der Reichsfiskal und überhaupt die Reichsgerichte sollten auf die Uebertreter dieses Abschieds ein wachsames Auge haben, und dieselben sofort mit der ihnen in demselben zuerkannten Strafe belegen.

Dieses harten Edikts ohnerachtetet willigten nicht allein die vereinigten Fürsten, sondern auch einige Städte, namentlich Augsburg, Ulm, Frankfurt und Schwäbischhall nicht in den Abschied. So hatten es auch die vier Städte Strasburg, Memmingen, Kostniz und Lindau gewagt, dem Kaiser ein besonders Glaubensbekenntniß, unter dem Titel

eines Glaubensbekenntnisses der vier Städte *) überreichen zu lassen. Sie giengen darinnen in einigen Lehrpunkten, besonders in dem vom heiligen Abendmahl von der augsburgischen Konfeßion ab, und genehmigten die Erklärung des Zwingli. **) Der Landgraf Philipp von Hessen handelte in seinem bereits erwähnten Vereinigungsgeschäft viel mit diesen Städten: aber vergeblich. Als sie ihre Konfeßion dem Kaiser vorlegten, gab dieser dem Doktor Eck und Doktor Faber Befehl, sie zu widerlegen, welches diese auch, nach ihrer Art, mit unglaublicher Heringsweiberberedsamkeit verrichteten. Als dies schöne Stük Arbeit gemacht war, ließ es der Kaiser den Abgeordneten der vier Städte in öffentlicher Reichsversammlung vorlesen, und gebot ihnen bei schwerer Ahndung, ihre Irrthümer zu verlassen, und wieder in den Schoos der Kirche zurükzukehren. Von der feinen Widerlegung ließ man ihnen, auf ihr Bitten, nicht einmal Abschrift zukommen. Die Bedenkzeit, die sie sich erbaten, wurde ihnen gleichfalls verweigert.

Die vereinigten Reichsstände erklärten noch auf dem Reichstag, und ehe der Receß desselben bekannt gemacht wurde, auf den ihnen bekannt gemachten harten Bescheid, ihre Bevollmächtigten, daß sie den Receß nicht genehmigen könnten, und zur verlangten Türkenhülfe nichts beitragen würden, ehe ihnen ein dauerhafter Friede bis zur Zeit des Con-

*) Confessio Tetrapolitana.
**) SCHELHORN amoenitates litterar. P. VI. pag. 305. sqq.

Conciliums mit Weglassung der ihnen vorgelegten harten Bedingungen zugesichert würde. Sie protestirten auch gegen die Aussprüche des Kammergerichts, welches der Kaiser mit lauter katholischen Assessoren besezt haben wollte.

Dieses Ende nahm der berühmte Reichstag zu Augsburg, von welchem man so viel erwartet hatte. Er rechtfertigte Luthers Urtheil vollkommen, der sich bei weitem nicht so viel, als andere davon versprochen hatte. Er war aus Erfahrung überzeugt, daß sich der Pabst das oberste und uneingeschränkte Richteramt in Glaubenssachen nicht werde nehmen lassen wollen. Von dem Kaiser war bekannt, daß er dem Pabst feierlich versprochen hatte, den alten Glauben zu beschirmen, und die Kezerei auszurotten. Der erste Schritt hierzu war nunmehr gethan, in dem die lutherische Lehre förmlich als Kezerei verdammt und ihre Freunde und Beförderer mit der Acht bedroht wurden. — Indessen mußte man doch auf påbstlicher Seite mit dem größten Verdruß gewahr werden, daß dieses strenge und harte Verfahren den Fortgang der Reformation doch nicht hinderte. Der Schriftwechsel wurde alles Drohens und Verbietens ohnerachtet, immer håufiger und heftiger; besonders ließ sich Luther angelegen seyn, seine Bemühungen zur Ausbreitung der gereinigtern Religion unermüdet fortzusezen.

Aber nunmehr schien auch der Pabst auf die Veranstaltung eines Conciliums ernstlich denken zu wollen. Der Kaiser hatte ihm, als er sich vor dem Reichstage zu Augsburg persönlich mit ihm unter-

unterredete, sehr ernstliche Vorstellungen deswegen gemacht: und er hatte es ihm auch in einer Bulle vom 1 December 1530 vom neuen versprochen. Es war aber bei dem allen vorauszusehen, daß es, wenn es auch zur Wirklichkeit kommen sollte, doch von keinem Nutzen seyn würde. Der ganze Plan dazu war ein feines Gewebe von Ränken des päbstlichen Hofs, und Fallstricken für die Protestanten. Das Verlangen derselben nach einem Concilium wollte der Pabst so nehmen, als ob sie ihn blos aus der Ursache, damit sie sich mit ihm aussöhnen möchten, darum ersucht hätten. Die Protestanten sollten also die Bereitwilligkeit des heiligen Vaters, mit welcher er ihnen die Mittel an die Hand gab, sich mit der Kirche wieder auszusöhnen dankbarlich annehmen und sich nach seinem Willen fügen. Denn in Ansehung der übrigen Formalitäten, welche bisher waren bei Concilien beobachtet worden, sollte alles beim Alten verbleiben. Der Kaiser sollte zwar gegenwärtig seyn, aber der Pabst den Vorsitz haben. Niemand sollte eine Stimme dabei haben, als dieienigen, denen solches nach den alten Kirchenrechten verstattet ist. Das Concilium sollte in Italien gehalten, die Schlüsse desselben unverbrüchlich gehalten, und dieienigen, die sich weigern würden, sie zu genehmigen, scharf bestraft werden. Tröstliche Aussichten für die Sache der protestirenden Fürsten! Aber der Kaiser sahe selbst, daß diese sich einer solchen Kirchenversammlung schlechterdings nicht unterwerfen würden. Im Grunde war ihm wenig daran gelegen, denn es war einmal

einmal ausgemacht, daß das Concilium nicht für, sondern wider die Protestanten gehalten werden sollte. Aber es unterblieb fürizt doch noch eine geraume Zeit.

Die protestirenden Fürsten hingegen, welche izt mehr als iemals auf ihre Sicherheit bedacht seyn mußten, errichteten den bekannten schmalkaldischen Bund, dessen bereits im vierten Bändchen unserer Geschichte Meldung geschehen ist. Es gieng, ohnerachtet der dringenden Gefahr, doch sehr langsam her, ehe etwas beschlossen wurde. Am 31 December 1530 verglichen sich einige evangelische Fürsten, Stände und Städte dahin: daß man den Kaiser ersuchen wolle den beschwerlichen Abschied zu mildern, und wenn der Fiskal oder der schwäbische Bund gegen einer der Mitglieder dieses Bündnisses etwas unternehmen würde, so wollten sie denselben alle mit Rath und That beistehen. Ausserdem sollte um den ewigen Vorwurf auszuweichen, den man den Protestanten machte, (daß sie nämlich nichts als ein aus verschiedenen Sekten und Rotten bestehendes Ganzes wären, in ihrer Hauptabsicht, sich der geistlichen Güter zu bemächtigen, vollkommen einig, aber in ihren Religionsgrundsätzen getrennt und uneinig) *) auf Gleichförmigkeit in der Lehre streng gesehen, und darauf vorzüglich Bedacht zu nehmen, wie man lasterhafte Leute (d. i. solche, welche durch ihr Betragen zu Tage legten, daß sie die

*) Es wird sich in der Folge Gelegenheit finden, anzumerken, welche nachtheilige Folgen dieser ungegründete Vorwurf für die Protestanten hatte.

die Religion verachten) ingleichen Sektirer und Schwärmer, besonders die Wiedertäufer (welche freilich in diesen Tagen das friedsame Volk nicht waren, das sie iezt sind) mit Gott und gutem Gewissen bestrafen möge. Diese Ordnung sollte durch eine von den sämtlichen Gliedern des Bundes niederzusetzende Kommißion von Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten verfaßt, und eine Apologie ihres Glaubensbekenntnisses und ihrer Anordnungen in Kirchensachen in verschiednen Sprachen verfertigt, an auswärtige Höfe versandt, und auf diese Weise der ganzen europäischen Christenheit vor Augen gelegt werden.

Indessen blieb der Hauptpunkt, über den man sich zu berathschlagen hatte, noch immer die Frage, wie man sich gegen den Kaiser verhalten solle, wenn er die protestirenden Fürsten mit den Waffen zwingen wollte, zum Glauben umzukehren? Die Untersuchung dieser Frage und die Bestimmung des Verhaltens im Fall derselben war izt weniger unnüz und überflüßig, als iemals, da der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg seine Gesinnungen so deutlich zu Tage gelegt hatte. Man konnte aber doch noch nicht darüber einig werden. Wie Luther in diesem Fall dachte; ist meinen Lesern bereits bekannt, und noch war der Kurfürst von Sachsen eben dieser Meinung. Dies hinderte, daß in dieser Sache zur Zeit kein endlicher Schluß gefaßt werden konnte.

Indessen betrieb der Kaiser die Wahl seines Bruders, des Königs Ferdinand von Ungarn und

Böhmen zum römischen Könige, und brachte dieselbe, alles Widerspruchs ohnerachtet zu Stande. Man glaubt insgemein, daß es die Religionssache hauptsächlich gewesen sei, was den Kurfürsten von Sachsen und andre Reichsstände bewogen habe, wider die Wahl Ferdinands zu protestiren: es mag aber wol eher die Art und Weise, auf welche man sich dabei betrug, und welche der deutschen Freiheit gefährlich schien, die Ursache davon gewesen seyn, weswegen auch katholische Fürsten dagegen protestirten. Luther ermahnte seinen Herrn, den Kurfürsten, sich der römischen Königswahl nicht zu widersetzen, aus den bereits angeführten Beweggründen, welche aus seinen übertriebenen Begriffen von der Hoheit eines deutschen Kaisers herstammten. — Ein abermaliger Beweis, daß Luther und seine Freunde sich ganz anders bei dieser Sache verhielten, als sie von der Gegenpartei beschuldiget wurden, und daß sie nichts eifriger suchten, als Krieg und Uneinigkeit zu verhüten.

Da aber die Aussichten immer bedenklicher wurden, so mußten die protestirenden Fürsten endlich bestimmen, wie sie sich auf dem Fall eines feindlichen Angrifs von Seiten des Kaisers (denn gegen ieden andern Feind waren sie bereits entschlossen, sich zu wehren, und einander beizustehen) verhalten wollten. Schon auf dem ersten Konvent zu Schmalkalden war beschlossen worden, man sollte an die Könige von Frankreich und England schreiben, um sie von der eigentlichen Beschaffenheit des evangelischen Lehrsystems zu berichten und ihre Vermittelung,

lung, besonders wegen des Conciliums, zu suchen. Der König in Frankreich verfolgte zwar die Protestanten in seinen Landen, (welche der Lehre des Zwingli beipflichteten,) sehr grausam: aber, entweder die bessern Begriffe von der lutherischen Lehre, welche er durch das von Melanchthon verfaßte Schreiben der vereinigten Fürsten bekam, oder vielmehr seine Begierde, dem Kaiser Abbruch zu thun, machte, daß er das Schreiben sehr gnädig beantwortete. Ein gleiches that der König von England, dieser sonst so eifrige Gegner Luthers, der nunmehr auch der Reformation geneigter zu werden schien.

Hierauf erfolgte der zweite Konvent zu Schmalkalden, *) auf welchem die vereinigten Fürsten endlich der Sache näher kamen und sich auch zu mehrerer Sicherheit um auswärtige Bundesgenossen bewarben. Der Kaiser hingegen schrieb einen abermaligen Reichstag nach Speier aus, den er iedoch nachher nach Regensburg verlegte. Es schien, als hätte er seine Gesinnungen gegen die Protestanten geändert, weil er Befehl gab, mit ihnen wegen des Friedens in Unterhandlung zu treten. Aus diesen Unterhandlungen entstand der bekannte Religionsfriede zu Nürnberg **) dessen Inhalt für die Protestanten so vortheilhaft schien. Denn in denselben wurde allen Reichsständen geboten, einander wegen der Religion nicht zu beschädigen oder feindlich anzugreifen. Fernere Neuerungen in Religionssachen

*) 1531. 29 März. **) 1532. 20 Jul.

sachen wurden zwar untersagt, doch nur in soferne, als sie die Gränzen der dem Kaiser vorgelegten augsburgischen Konfeßion überschritten; und die fiskalischen Processe gegen die vereinigten Fürsten durften nicht fortgesezt werden. Dieser erste Religionsfriede wurde von dem Kaiser in einem besondern Edikte feierlichst bestättigt.

So sehr sich diejenigen, die nicht weit sahen, dieses Friedens erfreuten, so wenig hielt der Landgraf von Hessen davon. Er nannte ihn einen dreitägigen, schimpflichen und spöttlichen *) Frieden, bei welchem der Feind doch noch immer das Heft in den Händen behielte. Und der weise Fürst hatte darinnen auch nicht Unrecht. Denn erstlich war es keineswegs ächte Liebe zu Friede und Eintracht, was den Kaiser und die katholischen Fürsten bestimmte, diesen Frieden zu genehmigen, sondern die eigentlichen Beweggründe waren die römische Königswahl Ferdinands, welche die vereinigten Fürsten noch nicht anerkannt hatten, und die Türkenhülfe, welche man sehr nöthig brauchte. Da nun diese beiden Absichten ohne Gewährung eines solchen Friedens nicht zu erreichen waren, so entschloß man sich, ihn pro nunc et sic zu errichten.

Dieses

*) Für diejenigen Leser, welche diese Ausdrücke in derjenigen harten Bedeutung nehmen möchten, die sie heut zu Tage gemeiniglich haben, muß ich die Anmerkung machen, daß schimpflich und spöttlich in der Sprache der damaligen Zeiten so viel hieß, als: zum Scherz, zum Spaß ausgedacht, eine Erdichtung, die Leute zum Narren zu haben. Dieß nannte der Landgraf Philipp schimpflich und spöttlich: denn Schimpf hieß damals so viel, als Spaß, Scherz.

Dieses erhellet vornämlich daraus, weil der Kaiser die wichtigsten Punkte dieses Friedens nur bis zu einem nächstens zu haltenden Concilium — welches er in einer halbiährigen Frist vermitteln wollte, gültig erkannte. *) Kam nun das Concilium zur Wirklichkeit, so war der Religionsfriede durch dessen Schlüsse aufgehoben. Es soll auch der Kaiser den Pabst, dem dieser Friede äusserst mißfällig war, durch die Vorstellung zu beruhigen gesucht haben: „es werde sich schön wieder Gelegenheit finden, wenn die gegenwärtige Gefahr (des Türkenkriegs) vorbei sei, daß man die Protestanten zu den vorigen Edikten, (dem Wormser und Augsburger) werde anhalten können, indem iene nicht aufgehoben, sondern nur beiseite gesezt, (ein wenig eingeschläfert)**) wären.„ So rechtfertigten auch folgende Umstände das Mistrauen des Landgrafen nur zu deutlich, daß das zur Aufhebung oder Unterbrechung der fiskalischen Processe erforderliche Dekret zurükgehalten, und in dem Reichsabschied zu Regensburg — denn während des dortigen Reichstags, von dem wir sogleich das Nähere erzählen werden, ward der Religionsfriede errichtet — dieses Friedens mit keinem Worte gedacht wurde. Also lag es am Tage, daß man diesen Religions-

*) Deswegen nannte ihn der Landgraf einen dreitägigen Frieden.

**) *Sopita* saltem. PALLAVICINI hist. Conc. Trid. L. III. c. IX. §. 9. Roos, B. 1. §. 235. S. 301. — Es ist fast unbegreiflich, wie der römische Hof diesen elenden Schmierer, den Pallavicini, der seine Geheimnisse verrieth, für sein Geschreibsel besolden konnte.

frieden blos in der Absicht errichtet hatte, die Protestanten zur Türkenhülfe zu bestimmen. Nach abgewendeter Gefahr aber sollte alles, was vorhin über sie verhängt worden, in seine völlige Kraft gehen. Und man konnte sich sogar Hofnung machen, daß man mit desto größerer Gewalt würde über sie herfallen können, wenn man für auswärtigen Feinden sicher wäre.

Der Reichstag zu Regensburg vom Jahre 1532. war für die Religionsangelegenheiten in Deutschland eben auch nicht von sonderlich erfreulichen Folgen. Man kam hauptsächlich wieder auf das Kapitel vom Concilium, und nun verlangte der Kaiser, daß die deutschen Stände, welche so sehr auf ein Concilium drängen, eine eigne Gesandschaft an den Pabst abfertigen, und ihn um Beschleunigung der Sache ersuchen möchten. Wir wissen bereits, daß dieser Punkt vornämlich in den Plan des Pabsts gehörte. Denn es sollte das Ansehen haben, als ob die protestirenden Stände, der Trennung selbst müde, den heiligen Vater gebeten hätten, die Sache endlich durch sein Ansehen zu vermitteln, und sich mit ihnen zu versöhnen. Die Stände hingegen, welche wohl voraus sahen, wie wenig ihnen dieses helfen, und was für eine Mine sich alsdann der Pabst geben würde, übrigens auch ihn ganz und gar nicht für einen Richter in Glaubenssachen zu erkennen geneigt waren, wollten sich zu dieser Gesandschaft nicht verstehen, und äusserten, daß sie dadurch auch dem Ansehen des Kaisers, als in dessen Macht es stünde, den Pabst zu

Haltung

Haltung eines Conciliums zu bestimmen, oder im Weigerungsfalle eine Nationalkirchenversammlung zusammenzuberufen, durch welche die Sache noch leichter und fruchtbarlicher geschlichtet werden könnte. Der Kaiser bezeugte zwar über diese Erklärung sein Misfallen, und entschuldigte sich damit, daß er ia bisher alles Mögliche zur Beförderung eines Conciliums beigetragen habe, mußte aber doch endlich nachgeben, wenn er seine erste Absicht bei diesem Reichstag, die Türkenhülfe, nicht verfehlen wollte. Er ließ dahero den protestirenden Ständen in dem Abschiede dieses Reichstags die Versicherung geben, daß er den Pabst zu einer längstens in sechs Monaten anzustellenden Kirchenversammlung bewegen wolle. — Dieser Abschied wurde iedoch nicht von allen Reichsständen angenommen, sondern von mehrern dagegen protestirt, auch selbst von katholischen Ständen. Die Protestirenden wollten ihn vornämlich dieserwegen nicht annehmen, weil darinnen keine Erwähnung des nürnberger Religionsfriedens geschehen war.

Bei dem allen hatte es das Ansehen, als ob Kaiser Karl seine in dem Reichsabschiede gegebne Versicherung pünktlich erfüllen würde. Er fertigte eine Gesandschaft an den Pabst ab, mit dem Auftrage: „daß ihm, dem Kaiser, bei der dermaligen Lage der Sachen kein anders Mittel übrig bliebe, als ein Krieg, oder ein Concilium. Zum Kriege könne sich der Kaiser, wegen der Türkengefahr, unmöglich entschliessen; der Pabst möchte also das Concilium, so bald als möglich, veranstalten.„

Aber weder dieses ausdrükliche Begehren des Kaisers, noch eine persönliche Unterredung desselben mit dem Pabst zu Bologna, welche im Jahr 1533 erfolgte, konnte die Veranstaltung des Conciliums bewirken. In Betracht der zu solchem anberaumten Frist entschuldigte er sich mit den nöthigen Anstalten, welche weit mehr Zeit erforderten, indem er ia, weil es eine allgemeine Kirchenversammlung seyn sollte, an alle Häupter der abendländischen Christenheit schreiben, und ihnen dieses Vorhaben bekannt machen müßte. Ausserdem stieß sich das ganze Geschäfte noch an den bereits bekannten Punkt wegen des Orts wo man sich versammeln sollte. Die Deutschen verlangten eine deutsche Stadt, und der Pabst wollte das Concilium durchaus in Italien gehalten haben.

Während dieses abermaligen Concilienstreits verlor die gereinigtere Religionslehre einen ihrer vornehmsten Beschützer an dem Kurfürsten Johann von Sachsen, welcher im Jahre 1532. am 15 August zu Schweiniz starb. Er war ein standhafter Bekenner der Warheit, und nicht weniger klug und entschlossen, als sein Bruder und Vorfahrer. Nur einige Züge aus seinem Charakter, aus welchen seine deutsche Redlichkeit und Warheitsliebe ganz herfürleuchtete. — Als er im Begrif war, auf den Reichstag nach Augsburg *) abzureisen, sagte er zu einigen seiner Theologen: „Ihr sehet, lieben Herren, wohin es mit dem Religionswesen gelanget. Wenn ihr euch nun getraut alle Punkte keklich

*) 1530.

lich zu verantworten; wol und gut. Wo nicht, so sehet zu, daß ihr unserm Lande keine Gefahr zuziehet.„ Diese versicherten hierauf, daß sie nicht gerne wollten, daß er sich ihrentwegen einiger Gefahr aussetze, stellten es ihm heim, ob er auf ihre Seite treten wollte, oder nicht, und ersuchten ihn nur, ihnen zu erlauben, daß sie auf den Reichstag ziehen, und dem Kaiser von ihrer Lehre Rechenschaft geben dürften. Mit Eifer versezte der fromme und unerschrockene Fürst darauf: „Da sei der liebe Gott für, daß ich aus eurem Mittel ausgeschlossen seyn sollte. Ich will mit euch meinen Herrn Christum bekennen.„ *) — Einst erhielt er Nachricht von einem gefährlichen Aufstande des Landvolks in seinen Staaten. Da sagte er: „Wenn es Gottes Wille ist, daß ich ein Fürst bleiben soll, wie ich bisher gewesen, so geschehe sein Wille; Gefällt es ihm aber anders, so kan ich auch anders leben und weniger Pferde halten.„

Schon diese einzelnen Züge beweisen weit mehr Lauterkeit des Herzens, als daß der von Vorurtheilen freie Freund der Warheit, das Vorgeben der Gegner, als sei es dem Kurfürsten Johann, wie andern Freunden der neuen Lehre, nicht um geläutertere Religion, sondern um die Einkünfte der Geistlichkeit zu thun gewesen, nicht für unstatthaft erklären sollte. Er sahe die Gefahr wol, die seinem Lande drohte: Er warnte seine Gottesgelehrten, diese Gefahr ia nicht durch Lehrsätze, welche sie

*) SAVBERT. Mirac. Aug. Conf. p. 50. Roos, B. 1. S. 539.

nicht verantworten könnten, herbei zu ziehen und zu mehren; er scheute aber auch diese Gefahr nicht mehr, so bald ihn die Standhaftigkeit, die sie bewiesen, von ihren redlichen Gesinnungen überzeugte. Er war entschlossen, sich auf den Fall eines feindlichen Angrifs zu vertheidigen: aber er suchte den Krieg so viel und so lange als möglich zu vermeiden. Daher befolgte er die friedsamen Vorschläge Luthers, und erhielt den ungleich hizigern Landgrafen von Hessen durch seine sanftern Vorstellungen auch bei friedlichern Gesinnungen. Ich will nicht entscheiden, ob diese Mäßigung eigentlich mehr Lob oder Tadel verdient: indem viele, wie auch bereits angeführt worden, behaupten, die Mitgenossen des schmalkaldischen Bündnisses hätten sich schon damals in bessere Verfassung sezen sollen. Wenigstens beweißt sie eine aufrichtige Neigung zum Frieden, und zur Vermeidung solcher Kriege, welche ein groser Theil der deutschen Fürsten und Bürger für unrechtmäsig hielt. Melanchthon konnte mit Recht von diesem Kurfürsten sagen: **Dein ganzes Leben war redender Beweis deines frommen Biedersinns, und deine grose Mäßigung verhinderte unrechtmäßige Kriege!** *)

Die

*) S. Melanchthons lateinische Grabschrift der Kurfürsten. Roos, B. I. p. 818. 819.
Vita piae mentis testis erat que tuae
— — — — — — — — — —
Ac tua saepe tamen moderatio profuit ingens
Impia ne quisquam *sumeret arma manu.*
Ich kan bei dieser lezten Stelle der roosischen metrischen Uebersezung, Schreken, klirrende Waffen, nicht ganz

Die Gegenpartei amüsirte sich nach seinem Tode mit der Erdichtung, daß er noch in seinen lezten Tagen zum alten Glauben umgekehrt sei, und seinen Kurprinzen, Johann Friedrich, ermahnt habe, ein gleiches zu thun, und Luthern samt seinen Anhängern aus seinen Staaten zu vertreiben. Daß Johann Friedrich hierzu nicht zu bewegen war, beweißt die klare Geschichte: und daß der Kurfürst Johann nie an eine solche Religionsänderung bei seinem herannahenden Ende gedacht habe, ist hinlänglich erwiesen worden. Man muß sich also billig wundern, wie man sich mit dieser Fabel, mit einer elenden Verläumdung, die noch obendrein gleichsam für die Langeweile erdichtet war, und zu nichts nüzte, so sehr schleppen mochte, daß man sie sogar in neuern Zeiten wieder herfür suchte, und sich Wunderstreiche darauf einbildete.

Ueberhaupt finden sich bis auf das Jahr 1535. keine so wichtige Begebenheiten in der Reformationsgeschichte, welche in diesem Auszuge weitläuftig angeführt werden könnten. Der bisherige Zankapfel, das Concilium: Bemühungen des päbstlichen Hofs, solches entweder zu verhindern, oder doch so anzustellen, daß die protestirenden Deutschen keinen Vortheil dabei haben möchten; wiederholte Protestationen von Seiten dieser gegen das päbstliche Ansinnen, Ausbreitung der Reformation auf einer, und grim-

 mige

ganz beipflichten. Melanchthon schrieb wahrscheinlich sein impia manu arma sumere in dem Sinne Luthers, welcher iede Vertheidigung gegen den Kaiser bisher für unrechtmäsig und unerlaubt erklärt hatte, nieder.

mige Verfolgung derselben auf der andern Seite: Convente und Unterredungen, auf welchen — nichts ausgemacht wurde; ein fortdauernder Schriftwechsel beider Theile, in welchen sich auch Erasmus mengte, aber wenig Ehre damit einlegte; — es waren Unionsträume, welche in neuern Zeiten fleißig nachgebetet wurden, ohne daß man etwas damit ausgerichtet hätte *) — und eine Veränderung auf dem päbstlichen Stul; indem Paul der III. dem Pabst Klemens dem VII in der päbstlichen Würde folgte. Paul der III. war noch staatskluger und schlauer als Klemens gewesen war: die Deutschen, besonders die Protestanten konnten sich also seiner Wahl eben nicht sehr erfreuen. — Was übrigens in der politischen Geschichte dieser Jahre von Wichtigkeit ist, insbesondre den cadanischen Vergleich, haben wir bereits an seinem Orte erzählt, und einige Gründe angegeben, warum wir der abscheulichen und tragischen Geschichte des wiedertäuferischen Königreichs zu Münster, deren Katastrophe in das Jahr 1535. fällt, ihren Platz dorten, und nicht in der Geschichte der Reformation angewiesen haben.

Im Jahr 1535. schickte Pabst Paul der III. einen Abgesandten, Peter Paul Vergerius nach Deutschland, um sich endlich mit den Protestanten wegen des Conciliums zu vergleichen. Denn er stellte

*) Luther läugnete nicht, daß Erasmus es gut meinen möchte; aber, sagt er, „da Erasmus um die Gewißheit in der Lehre nicht sonderlich bekümmert ist, die „Papisten aber sie nicht lehren und verstehen; so ist auch „unmöglich, daß eine Vereinigung in der Lehre und im „Glauben erfolgen könne.“ Roos B. II. p. 89.

stellte sich nun, als ob es ihm in der That Ernst damit wäre. Der päbstliche Abgesandte war Bischof zu Capo d'Istria, und ein Mann von grossen Einsichten, daher er sich auch selbst von seinem aufhabenden Geschäfte erwünschten Erfolg versprach. Nachdem er bei dem Markgrafen Georg von Brandenburg gewesen war, begab er sich zu dem Kurfürsten von Sachsen, auf dessen Befehl er mit allen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Er reißte hierauf nach Wittenberg, und unterredete sich persönlich mit Luthern, und dem Doktor Johann Pomeranus oder Bugenhagen, einem der treuesten Gehülfen desselben. Luther sagte dem Vergerius, als er von dem Concilium, und von der Bereitwilligkeit des Pabsts, eins zu halten, ins Gesicht, daß es mit nichten der päbstlichen Partei Ernst mit dem Concilium sei, und daß dieselbe der Protestanten nur spotte. Uebrigens hielte er es auch nicht für unentbehrlich, sondern glaube vielmehr, daß man es nicht bedürfe, weil er seiner Lehren gewiß sei, und dabei beharre, sie aber auf dem Concilium die Zeit mit unnüzen Dingen verderben, und die wichtigsten Punkte unberührt lassen würden. Uebrigens sollten sie, wenn sie Lust hätten, immer ein Concilium halten: er sei bereit zu erscheinen, und seine Lehre zu vertheidigen, und wenn er auch wüste, daß sie ihn verbrennen sollten. Um die Mahlstadt des Conciliums bekümmere er sich, aus den oben angeführten Ursachen, gar nichts, sie möge verlegt werden, wohin sie wolle. Als der Legat bei seiner Abreise Luthern sagte: „Sehet zu, daß ihr jezt auf ein Concilium

cilium gefaßt seyd!„ antwortete er mit der nämlichen Freimüthigkeit: „Ja, Herr! ich will kommen mit diesem meinem Halse.„

Man darf sich aber nicht vorstellen, daß Vergerius mit der Heftigkeit eines Caietans Luthern begegnet sei. Er betrug sich vielmehr äuserst verbindlich gegen ihn, gab ihm die Versicherung, daß der Pabst und die Kardinäle sehr günstige Gesinnungen gegen ihn hegten, und das ehemahlige Verfahren Leo's des X. und seines Legaten Caietans misbilligten. Man verlange von ihm keinen unbedingten Widerruf, sondern nur eine freiwillige Unterwerfung unter den Gehorsam des römischen Stuls. Zugleich schmeichelte er ihm mit den vortheilhaftesten Aussichten, die er sich durch eine solche Unterwerfung würde eröfnen können. Alle diese Schmeicheleien waren vergebens: Luther blieb unbeweglich, so wie auch gegen solche Vorstellungen, wodurch ihn der Legat zu schrecken gedachte, z. B. Großer Herren Gunst sei veränderlich; es könnten wol Fürsten, die ihm bisher geneigt gewesen, von ihm abtreten; er solle bedenken, ob er, und seine Freunde der Macht des Pabsts und derienigen Potentaten, die auf der Seite desselben wären, würden widerstehen können u. d. g. Aus allen diesen fruchtlosen Versuchen sahe Vergerius deutlich, daß er bei diesem unerschütterlichen Manne nichts ausrichten würde, und äuserte hernach öffentlich: „Er wollte eher glauben, daß der Pabst und die Kardinäle Luthers Lehre annehmen, als daß dieser sie verlassen würde.

Bei dem Kurfürsten Johann Friedrich war Vergerius nicht glücklicher. Er rühmte bei der ersten Audienz, die ihm der Kurfürst gab, wie sich der Pabst, der Kaiser und andere Fürsten für die Religion und die Vereinigung der getrennten Parteien alles Fleißes verwendeten. Von diesen guten Gesinnungen zeugten die Anstalten, die man izt wegen des Conciliums, worüber der Kaiser und der Pabst bereits mit einander einig geworden wären, treffen wolle, sattsam und offenbar, und man könne sich davon die besten Folgen für die Ruhe im Reich, und für die Eintracht der Christenheit versprechen. Daher zweifle er keineswegs, daß auch der Kurfürst zu einer so löblichen Absicht das Seine beitragen werde. Der neue Pabst wolle nicht, wie sein Vorfahrer, Präliminarartickel vorschreiben, sondern alles auf das Concilium ankommen lassen; nur müsse dieses, aus hochwichtigen Ursachen zu — Mantua gehalten werden. Diese hochwichtigen Ursachen waren: Der Kaiser habe es dem Pabst bewilligt, und diesem sei es zu beschwerlich, nach Deutschland zu reisen.

Aber der Kurfürst bestand einmal darauf: daß diese Kirchenversammlung, vermöge verschiedner Reichstagsschlüsse, im deutschen Reich gehalten werden müsse. Auch verlangte er so wol für seine eigne Person, als für diejenigen Gelehrten, die er auf das Concilium mitzubringen gedächte, sicheres Geleit. Als der Legat hierauf antwortete, daß diese Forderung ganz überflüßig sei, indem ja Mantua dem Kaiser zugehöre; erwiederte der Kurfürst: daß

er,

er, so wie auf seinen Forderungen überhaupt, also insbesondre auf der wegen des Geleits beharre. Ja er könne sich nicht einmal mit einer schriftlichen Geleitsversicherung beruhigen, sondern müsse Verbürgung fordern, weil es bekannt sei, was man bereits auf etlichen Kirchenversammlungen mit den Leuten vorgenommen habe.

Vergebens erbot sich Vergerius, auch den Punkt wegen des Geleits zu vermitteln, weil der Kurfürst auch auf den ersten Punkt verharrte. Vergebens war es auch, daß er dem Kurfürsten bey einer zwoten Audienz erinnerte, die Sache ia wohl zu bedenken, und nicht auf Einen Menschen allein zu bauen, immassen dieser auch, wie andre, irren könnte. Der Kurfürst berief sich auf die Gültigkeit der Reichstagsschlüsse, und behauptete, Luthers Bedenken und Meinung seien recht, gut und ehrlich. Es seien auch die Religionspunkte, von welchen hier die Rede sei, nicht menschlicher Wahn, sondern die reine und lautere Warheit, auf Gottes Wort, das in Ewigkeit bleibt, gegründet.

Musten die Protestanten wegen mächtiger und furchtbarer Bündnisse, welche gegen sie gemacht wurden, schon längst besorgt seyn, so hatten sie izt noch mehr Ursache dazu, da sie abermal von verschiedenen Orten her Warnungen erhielten. Sie veranstalteten also einen abermaligen Konvent zu Schmalkalden *) um das so nothwendige Schuzbündniß unter sich zur Richtigkeit zu bringen. Die Geschichte dieses Bündnisses ist bereits erzählt, und in ihren politischen Ver-

*) 1535, 6. Dec.

Verhältnissen in so fern als es in diese Schrift gehört, betrachtet worden, wir haben also nur noch dasjenige nachzuholen, was in die Religionsgeschichte gehört.

Man gieng bei der Errichtung des Bundes sehr behutsam zu Werke. Auf die Frage, ob man sich um mehrere Bundsgenossen bewerben, und welche man annehmen solle, wurde festgesezt: Nur solche, die Gott und sein Wort frei lauter und öffentlich bekennen, friedfertig seyn, und also leben, wie es frommen und tugendhaften Leuten gezieme. Man beantwortete hierauf eine schriftliche Vorstellung des påbstlichen Legaten, ohngefähr eben des Inhalts, wie seine Unterredung mit dem Kurfürsten von Sachsen folgendergestalt:

„Wegen des Conciliums hätten sie sich schon „öfter erklärt, daß sie ein freies Concilium haben „wollten, und auf einem solchen, aber auf keinem „andern, wollten sie allezeit erscheinen. Wegen der „Mahlstadt zweifelten sie gar nicht, daß sie den „Reichstagsschlüssen gemäß, in Deutschland werde „gewählt werden. Die Unsicherheit im Reich könne „gar nicht als ein Grund angeführt werden, warum „dies nicht geschehen könne, indem es im Reich „nicht unsicher wäre; und wenn es auch hie und da „Parteien geben sollte, so wäre dieses ein Grund „mehr, das Concilium im deutschen Reich zu halten. „Daß man wegen des Geleits Schwierigkeiten mache, „gebe zu erkennen, daß man kein freies Concilium „halten wolle. Ueberhaupt wäre es Frevel und „Tirannei, die Autorität des Pabsts in Kirchen-

„sachen

„sachen über alles zu erheben, und sogar die höch„sten weltlichen Regenten an derselben keinen Antheil „nehmen zu lassen. Endlich wäre der Pabst in der „Sache, welche vornämlich durch das Concilium „untersucht und entschieden werden sollte, so gut, „wie sie, Partei: und könne derohalben nicht zu„gleich Richter seyn.

Ich habe dieses Schreiben, weil es etwas weitläuftig, nur im Auszuge angeführt. Endlich wurde noch die Verlängerung des Bundes beschlossen, und die kriegerischen Vertheidigungsanstalten, deren bereits Meldung geschehen, getroffen.

Mit diesen tröstlichen Berichten kehrte Vergerius zu seinem Principal zurück, und versicherte ihn, die Hofnung, Luthern und seine Anhänger zur Rückkehr zu bringen sei ganz vergeblich, und also bleibe weiter nichts übrig, als mit der Gewalt der Waffen gegen sie zu verfahren. Der Pabst schickte ihn hierauf an den Kaiser, der sich zu Neapel aufhielt um demselben ebenfalls von seiner Legation Bericht zu erstatten. Der Kaiser kam nach Rom, und hatte eine geheime Unterredung mit dem Pabst, welche sehr lange dauerte. Der heilige Vater wendete alles an, ihn zum Krieg wider die Protestanten zu bewegen: der Kaiser aber, welcher damals mit Frankreich nicht in dem besten Vernehmen stand, wollte nicht daran, und verlangte, daß der Pabst das Concilium ausschreiben sollte. Er soll dieses vornämlich durch die Vorstellung bewirkt haben, daß der Pabst, wofern er seinen Willen diesfalls nicht erfüllen würde, ihm hernach keine Schuld geben könne, wenn die

Deut-

Deutschen ein Nationalconcilium, dem päbstlichen Hof, zum Nachtheil hielten.

So wurde denn die Bulle, welche das Concilium ausschrieb, unterm 2 Junius 1536 ausgefertigt, und solches auf den 23 Mai 1537. angesezt. Der Pabst erklärte in solcher:

„Er habe bisher nichts eifriger gewünscht und „fleißiger von Gott gebeten, als daß die Kirche von „so vielen schädlichen Irrthümern und Kezereien, „die vorlängst darinnen eingerissen, einmal gereinigt, „in guten Sitten gebessert, und zu ihrem rechtschaffenen Wesen wieder gebracht werden möchte. Da „er nun hiezu kein bequemers Mittel gefunden, als „ein gemeines Concilium zu versammeln, in Hof„nung, durch solche heilige und heilsame Arznei „nicht nur alle Kezerei und Irrthum aus dem Acker „Gottes auszurotten, sondern auch unter allen Chri„sten Friede und Einigkeit zu stiften, und alsdann „unter einem gemeinen Heerzug, unter dem Panier „des heiligen Kreuzes, die von den Unglaubigen „eingenommene Königreiche und Lande zu erobern, „und die Unglaubigen selbst — ja die ganze Welt „in eine Heerde oder Schafstall des Herrn zu brin„gen — so wolle er aus Macht und Gewalt „Gottes des Allmächtigen und der heiligen „Apostel Petri und Pauli 2c. ein allgemeines „(oecumenicum universale) Concilium in der „Stadt Mantua im Jahr 1537. am 23 Mai „anzufahen — geordnet haben. Dabei sollten alle „Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte 2c. 2c. „wo sie auch in der Welt seien, bei der in den ka„nonischen

„nonischen Rechten gesetzten Strafe, und ihrer Ei-
„despflicht, persönlich erscheinen. Der Kaiser
„aber, Könige, Fürsten 2c. und andre denen von
„Rechts- oder Gewonheitswegen bei einem Conci-
„lium zu seyn gebührt, werden ermahnt, dasselbe
„ebenfalls zu besuchen, oder durch stattliche Bot-
„schaften zu beschicken; damit alles, was zu Got-
„tes Lob, Reformation und Besserung der Sitten
„in der Kirche, derselben Erhöhung und gänzlicher
„Ausrottung der Ketzerei auch zu gemeinem Heer-
„zuge gegen die Unglaubigen förderlich, verordnet
„werden könne 2c.„

So pathetisch auch die Worte dieser Bulle lau-
ten, und so wenig man einen Kreuzzug in den da-
mahligen Zeiten noch sonderbar fand, so war dies
Ausschreiben für die Protestanten nicht sehr erbau-
lich. Erstlich, die Mahlstadt — Mantua wider
alle ihre Gegenvorstellungen, und die Worte, Aus-
rottung der Ketzerei, welche sie sich leicht deuten
konnten. Sie erneuerten demnach zu Frankfurt ih-
ren Bund, vermieden aber dabei noch immer auf alle
Art, dem Kaiser allzu nahe zu tretten, dessen Be-
tragen gegen sie, sehr sonderbar war. Im Jahre
1535, da sie sich wegen der noch immer gegen sie
fortdauernden kammergerichtlichen Urtheile und Ver-
fügungen beschwerten, und auf den nürnberger Frie-
den bezogen, antwortete er ihnen schriftlich: Sie
könnten sich, da sie der Klerisei ihre Güter entzogen
hätten, mit diesem Frieden nicht schützen, und die
Urtheile des Kammergerichts müßten vollzogen wer-
den. Auf diesen harten Bescheid fertigten sie eine
Gesandt-

Gesandtschaft an den Kaiser ab, ihm deswegen Vorstellungen zu machen. Ehe noch diese Gesandschaft bei dem Kaiser ankam, versicherte er sie in einem andern Schreiben, daß der Friede ungestört bleiben, und wegen der Religion nicht anders als gütlich gehandelt werden sollte.

Dieses leztere kaiserliche Schreiben wurde von den protestirenden Ständen mit der geziemenden Ehrerbietung beantwortet, zugleich aber die Protestation gegen die bestimmte Conciliumsmahlstadt Mantua, und die Bitte um ein freies Concilium wiederholt. Hierauf wurde Luthern und andern Theologen anempfohlen, die Artickel der evangelischen Glaubenslehre nochmals durchzusehen, und alles wol zu überlegen und zu prüfen, damit man auf einem im folgenden Jahr zu Schmalkalden zu haltenden Konvent bestimmen könne, auf welchen Lehrpunkten man verharren, und in welchen man vielleicht nachgeben könne. Einige Fürsten gaben sich auch viele Mühe, die wittenbergischen und schweizerischen Gottesgelehrten zu vereinigen, aber diese Mühe war vergebens. Mit den schwäbischen Theologen aber kam eine nähere Vereinigung zu Stande.

Man hatte in Deutschland übrigens so wenig Zutrauen zu der päbstlichen Bulle und dem Concilium, daß man ihm an vielen Orten nicht einmal die Ehre erzeigte, nur erwarten zu wollen, ob vielleicht von seinen Dekreten etwas Ersprießliches zu erwarten stünde: und die Reformation breitete sich eben so sehr aus, als ob gar kein Concilium ausgeschrieben worden wäre. Der Pabst hingegen gab

sich eine Miene, als ob er izt alles reformiren wollte. Um dieses den Leuten glaubhafter zu machen, trat er sogar mit einer Bulle hervor, welche die Verbesserung der Stadt und des Hofs zu Rom, in geistlichen und weltlichen Dingen zum Gegenstande hatte. Daß aber diese Reformation nicht nach den Grundsätzen Luthers, und den Beschwerden der deutschen Nation vorgenommen werden sollte, konnte man schon daraus sehen, daß Luthers Lehre in der Bulle eine giftige, pestilenzische Ketzerei gescholten wurde.

Bei solchen Aussichten beschlossen denn die protestirenden Stände einmüthig, das Concilium nicht zu beschicken, und die Ursachen, warum sie es unterließen, dem ganzen Reich vorzulegen. Die vorzüglichsten unter denselben sind bereits zu verschiednen malen angeführt worden. Besonders beschwerte man sich, daß der Pabst, anstatt die Sache auf die Entscheidung einer freien Kirchenversammlung ankommen zu lassen, nicht allein in seiner eignen Sache Richter seyn, sondern den Proceß noch dazu ab executione anfangen wolle, welches die lezte Bulle deutlich zu erkennen gebe, in welcher die lutherische Lehre ehe das Concilium eröfnet worden, als eine giftige Ketzerei namentlich und ausdrücklich verworfen und verdammt werde? Also wollte man sich auch mit dem Pabst, dessen eigentliche Absichten kein Geheimniß waren, und es auch nicht seyn konnten, da er sie selbst zu deutlich verrieth, in keine weitern Unterhandlungen, deren Fruchtlosigkeit man voraussah, einlassen. Es hatte derselbe zwar einen Ge-

sandten

sandten nach Schmalkalden abgefertigt, und ihm Schreiben an die protestirenden Fürsten mitgegeben: Diese Schreiben wurden aber nicht angenommen, so sehr der Gesandte auch dagegen protestirte, und seinen Auftrag völlig auszurichten verlangte. Das Manifest dessen wir oben erwähnt haben, wurde unter dem Titel: „Ursachen, so die Kur- und Für„sten, auch Stände und Städte der Bekenntniß „göttlicher und evangelischer Lehre, allen Königen, „Hoheiten und Potentaten der Christenheit durch „Schreiben zu erkennen gegeben, warum sie das „vom Pabst Paul dem II. ausgeschriebene Conci„lium zu Mantua für verdächtig, und zu christlicher „Einigkeit nicht dienlich achten und halten, in deut„scher und lateinischer Sprache ausgefertigt, *) „und die Türkenhülfe, welche der Kaiser durch sei„nen Vicekanzler, **Held**, hatte begehren lassen, „wurde verweigert.„

Dieser Held, ein sehr stolzer und ungestümmer Mann, und Feind der Protestanten hatte sein Gewerbe auf eine sehr trotzige und beleidigende Art angebracht. Er richtete aber dadurch nichts weiter aus, als daß ihm die Fürsten ihr Mißfallen über sein unverständiges Betragen anzeigen liessen. Uebrigens wurde er mit der Antwort entlassen: „Daß die Fürsten und Stände aus allem, was bisher verhandelt und unternommen worden, deutlich gesehen

 hätten,

*) PROTESTANTIVM IMP. STATVVM rationes cum Synodus Mantuam indicta neque aequa videri possit, neque utilis ecclesiae. ap. GOLDAST. Polit. Imperial. P. XXVII. p. 1200. SLEIDAN. l. X. XI. Roos B. II. p. 237. seq.

hätten, daß der Kaiser nicht sowol die Aufrechthaltung des nürnbergischen Religionsfrieden, noch die Abstellung der gegen den römischen Hof angebrachten gegründeten Beschwerden, sondern vielmehr die Vollziehung des Wormser Edikts verlange. Die Beschuldigung, daß sie sich fremder Güter bemächtigt hätten — und diesen Vorwurf hatte ihnen Held abermals in den beleidigendsten Ausdrücken gemacht — wäre ungegründet, und unstatthaft: hingegen könnten sie Beispiele erlittener Gewaltthätigkeiten aufstellen. — Würde man ihnen nun nicht den Frieden aufrichtig und ohne alle Zweideutigkeit zusichern, so könnten sie auch dem Kaiser nicht wider die Türken und Franzosen beistehen. Ihr Bündniß sei nur ein Vertheidigungsbündniß, und keineswegs in der Absicht geschlossen, daß irgend iemand Gewalt angethan werden sollte.

Heldens stolzes und unfreundliches Betragen — das nachher der Kaiser selbst, wenigstens zum Schein, mißbilligte, hatte also, anstatt auf die verbündeten Fürsten Eindruk zu machen, vielmehr die Folge, daß sie ihr Bündniß noch enger knüpften. Sie verordneten auch, um den Ungrund des ihnen wegen des Raubs der Kirchengüter gemachten Vorwurfs der Welt vor Augen zu legen, und auf die Bitte einiger Theologen, welche ihnen deswegen Vorstellungen machten, daß keine in einer weltlichen Bedienung stehende, viel weniger eine Privatperson sich der erledigten Klöster und Kirchengüter anmassen: diese hingegen zu Errichtung nüzlicher Anstalten, Bestellung der Kirchen und Schulen, Besoldung der Geist,

Geistlichkeit und Versorgung der Armen einzig und allein angewendet werden sollten.

Nun kam auch die Wiederholung des Glaubensbekenntnisses, deren bereits gedacht worden ist, nach dem Befehl der Fürsten zu Stande. Diese Wiederholung, welche noch izt einen Theil der symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche ausmacht, ist unter dem Titel der schmalkaldischen Artikel bekannt, und zwar eben so bekannt, als die augsburgische Konfeßion. Wir übergehen also ihren Inhalt mit Stillschweigen, und begnügen uns, das Nöthige zur Geschichte derselben anzuführen. Die Hauptabsicht war, das evangelische Glaubensbekenntniß, wo möglich, noch vollkommener und deutlicher, als vormals zu Augsburg geschehen war, abzufassen, damit man es desto gründlicher vertheidigen, und gegen die Dekrete des Conciliums, wie man sie vermuthen muste, damit bestehen könnte. Luther führte bei diesem Aufsaz die Feder, und theilte ihn in 23 Artikel, welche er unter 13 Haupt-Abtheilungen brachte. Melanchthon arbeitete nachher den Artikel von der Gewalt und Obrigkeit des Pabsts und der Bischöfe etwas näher und weitläuftiger aus; und dann ward diese Schrift von dem Kurfürsten von Sachsen, den übrigen Mitgliedern des Bundes vorgelegt, bei welchen sie auch vollkommenen Beifall erhielt, und von ihnen unterzeichnet wurde. Besonders war der Kurfürst mit den Bemühungen seiner Theologen zufrieden: er fand die Artikel gründlich und schriftmäßig abgefaßt, und erklärte sich, daß er dieselben nicht allein vor einem

Concilium, sondern vor der ganzen Welt, als sein Glaubens- und Religionssystem, von welchem er niemals abweichen werde, bekennen, und keine Gefahr scheuen, sondern das, was ihm, seiner Familie, und seinem Lande darüber begegnen möchte, Gott, der alle Haare auf unserm Haupte gezählt hat, heimstellen wolle.

Die bisher streitig gebliebene Frage, ob man die Religion, im Falle eines gewaltsamen und feindlichen Angrifs, auch wider den Kaiser vertheidigen könne und solle, wurde nun auch entschieden. Die wittenbergischen Theologen änderten ihre bisherige Meinung ziemlicher massen, und stellten ihr Gutachten dahin, „daß das Evangelium und dessen Bekenntniß keine Gegenwehr, die im Recht der Natur und andern menschlichen Rechten gegründet, und denselben gemäß wäre, aufhebe; und daß Fürsten und Herren schuldig wären, die christliche Lehre, und den öffentlichen Gottesdienst wider Gewalt und Unrecht zu schüzen. Eine solche Gegenwehr finde auch wider den Kaiser Statt, wenn er Gewalt gebrauchte, und eigenmächtig Richter seyn wollte, in solchen Dingen, die in der Appellation begriffen sind, oder die er, vermöge der Reichsgeseze nicht anders als mit Beirath und Zuziehung der Fürsten und Stände untersuchen und richten könne.„ Doch blieb Luther seinen vorigen Grundsäzen noch in so ferne getreu, daß er alles übereilte Verfahren widerrieth, und die Fürsten ermahnte, ja nicht zu voreilig zu handeln, sondern Gottes Weise, der in dem, was er thut, auch nicht eilet, nachzuahmen; hingegen

hingegen erklärte der Herzog Albrecht von Preussen rund, und ohne alle Umschweife: daß, wenn sich der Kaiser durch den Pabst sollte verleiten lassen, gegen das Wort Gottes Gewalt zu gebrauchen, so wären die Stände allerdings befugt, sich gegen ihn zu vertheidigen; indem man zwischen gebornen und unmittelbaren Unterthanen, und Ständen eines Wahlreichs einen Unterschied zu machen habe: Jene dürften sich ihrer Landesobrigkeit nicht widersezen: diese aber, welche nach der Verfassung des Reichs dem Kaiser nur auf gewisse Weise unterworfen wären, seien sogar verbunden, ihre Rechte und Freiheiten gegen jeden gewaltsamen Angrif zu beschüzen, und vermöge der ihnen zustehenden Macht zu vertheidigen.

Der heilige Vater war bei diesen Umständen in einer sehr unangenehmen Lage. Er hatte, wie bereits gemeldet worden, schlechte Lust, ein Concilium zu halten, und wenn es ia geschehen müste, so sollte es nach seinen Absichten, und unter seiner Direktion seine Dekrete abfassen, und mit dem feierlichen Bannfluch über die Kezer endigen. Der Widerstand der Protestanten aber muste ihn überzeugen, daß er mit dieser bisher gewöhnlichen Methode nichts ausrichten, und daß es daher eben so gut seyn würde, wenn er die werthe Christenheit nicht zusammen bemühte. Auf der andern Seite aber drangen der Kaiser und der König Ferdinand stark in ihn, daß er endlich sein Versprechen erfüllen, und die gehofte Wiedervereinigung der Kirche nicht selbst verzögern sollte. Der König beschwerte sich besonders hoch

 über

über das Betragen des Pabstes, und schrieb den Aufschub des Conciliums geheimen Absichten gegen den Kaiser, und einem Einverständnisse mit den Feinden desselben, besonders mit Frankreich zu, welcher Vorwurf auch nicht ganz ungegründet seyn mochte. Aber Paul der III. wuste sich bald zu helfen. Ein Zwist mit dem Herzog von Mantua über die Gerichtsbarkeit in der Stadt Mantua während des Conciliums — welche sich der Herzog nicht wollte nehmen lassen — und über die daselbst zu haltende Besazung gaben ihm bald ein Mittel an die Hand, das Concilium noch länger aufzuschieben. Er beklagte sich also in den bittersten Ausdrücken, daß man seinen guten Absichten allenthalben Hindernisse in den Weg legte, und daß er abermal, wider seinen Willen, und zu seinem höchsten Verdruß das Concilium aufschieben, und an einen andern Ort verlegen müste. In einer Bulle vom 20 Mai 1537. verschob er es auf den November dieses Jahrs, und in einer andern vom 8 Oktober entschuldigte er sich ausser den angeführten Irrungen mit der Annäherung des Winters, und verlegte das Concilium auf den Monat Mai des folgenden Jahrs nach Vicenza im venetianischen Gebiet. — Eigentlich aber sollte diese Verzögerung Zeit gewinnen, bis der Kaiser mit Frankreich einen Waffenstillstand treffen, oder gar Friede schliesen würde. Dann hofte man ihn endlich zu bewegen, daß er seine Waffen zur Unterdrückung der Protestanten gebrauchte, mit welchen doch, mit oder ohne Concilium, nichts anders anzufangen war, als daß man sie mit Kanonen,

nonen, Büchsen und Helleparten unter den Gehorsam des päbstlichen Stuls, oder nach dem Ausdruk des Pabsts, in den Schafstall Christi zurük brächte.

Auch dem Vorwurf auszuweichen, daß die herrliche Bulle de reformatione Curiae Romanae, weiter nichts wäre als eine Maske, die Deutschen, und besonders die Protestanten zu äffen, sezte eine Kommission von etlichen Kardinälen und Bischöfen nieder, welche die Punkte, in welchen der römische Hof einer Reformation bedürfte, untersuchen, und ihr Gutachten darüber einreichen sollten. Dieses geschah auch wirklich, und sie fanden, daß die Reformation in der That nicht überflüßig wäre, indessen blieb es bei dem Gutachten, in welchem die Herren Kommissarien, wie man leicht denken kan, doch nicht alles gar zu scharf werden genommen haben. Luther ließ sich durch dieses päbstliche Unternehmen nicht allein nicht blenden, sondern er machte es auch öffentlich lächerlich, wie es verdiente. Er übersezte das Gutachten der päbstlichen Kommission ins Deutsche, begleitete diese Uebersezung mit einer Vorrede, und zierte das Werk mit einem allegorischen, sehr passenden Holzschnitt. — Der Pabst sizend, auf einem Thron. Um ihn her viele Kardinäle, mit Fuchsschwänzen an Stäbe angebunden, mit welchen sie die Wände und das Geräthe im Zimmer, wo der Pabst saß, abstäubten. In der That ein Einfall, der die ganze Geschichte dieser prätendirten Reformation sehr fein charakterisirt.

Obgleich die schmalkaldischen Bundesgenossen zuweilen erfreuliche Nachrichten, selbst von katholischen

schen Höfen erhielten, und versichert wurden, daß der Kaiser nichts feindseliges gegen sie unternehmen würde, und das Concilium allein die Religionsstreitigkeiten schlichten sollte; — welches leztere sie aber weder glauben konnten noch wollten — obgleich der König Ferdinand, der eigenhändig an Luthern geschrieben, und ihn seiner Gnade versichert hatte, gelindere Gesinnungen gegen ihre Religionsverwandten anzunehmen schien, und die verwittibte Königin Maria von Ungarn, des Kaisers Schwester und Gouvernantin der Niederlande, der Reformation — wiewol insgeheim — nicht ungünstig war; so zeigte es sich doch immer mehr und mehr, daß sich ein Ungewitter über sie zusammenzöge. Im Jahre 1538 bis 1539. wurde der sogenannte heilige Bund zwischen dem Kaiser und andern katholischen Fürsten zu Nürnberg errichtet. Da dieses Bundes bereits in der Regierungsgeschichte Karls des V. Meldung geschehen ist; so dürfen wir nur noch einige besondere Umstände zur Geschichte desselben erzählen. — Seiner Anlage nach sollte dieses Bündnis, gleich dem Schmalkaldischen, nichts weiter als ein Schuzbündniß, und die Veranlassung desselben der schmalkaldische Bund seyn, den man für eine dem Reich sehr gefährliche Allianz, gegen welche man sich in Verfassung sezen müste, ausgab. Es glaubten selbst einige Fürsten, daß dieser Bund, dem Schmalkaldischen entgegengesezt, für das Reich nicht nachtheilig, sondern eher vortheilhaft seyn würde, weil nach dem Vorgeben der Glieder des heiligen Bundes keine Gewalt verübt, sondern mit dem Sprüchwort zu

reden,

reden, ein Schwerd das andre in der Scheide halten sollte: indessen gab es der Erfolg, daß vielmehr ein Schwerd das andre zog, wie ein andres Sprüchwort sagt. Der oben erwähnte Held, mit dessen Charakter meine Leser bereits bekannt sind, arbeitete am meisten an dem Bündnisse: ein geschickter Negociateur, aber ein erklärter Feind der Protestanten. Er soll einer von denienigen gewesen seyn, welche dem Kaiser die gefährlichsten Rathschläge gaben. Nach einer geheimen Relation, welche in dem Roosischen Auszuge von Seckendorfs Reformationshistorie angeführt wird, *) wiederrieth er dem Kaiser, der einst Willens war, nach dem mit Frankreich getroffenen Stillstande zu Nizza ein ansehnliches Heer nach Deutschland zu führen, um sich den Ständen furchtbar zu machen, dieses Unternehmen als eine Sache, die für ihn gefährlich werden könnte, weil alsdann die deutschen Fürsten sich unfehlbar Alle zur gemeinschäftlichen Vertheidigung vereinigen würden. Hingegen gab er ihm den Rath, er solle ihre Uneinigkeit zu nähren, und sie unter einander in Krieg zu verwickeln suchen. Wenn sie sich denn eine Weile mit einander gebalgt, und einander selbst geschwächt hätten, könne er sich mit dem besten Anstande in das Spiel mengen, und, aus der eben angeführten Ursache, weit leichter mit ihnen fertig werden, und sie sich unterwerfen.

Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob, und in wie fern dieser Relation Glauben zuzustellen sei: so viel aber, dünkt mich, ist gewiß, daß der heilige

*) B. II. p. 297.

heilige Bund die Unterdrückung der Protestanten zur Absicht hatte. Man hatte in der Bundesformel, unter andern des Wormseredikts, als iener Reichsgesezes gedacht, indem man alle vorige Reichsabschiede, ohne Ausnahme, als geltende Reichsgeseze annahm; die fiskalischen Processe, und das Verfahren des Kammergerichts gegen die Protestanten dauerten noch immer fort; und so konnte man bald Gelegenheit finden, Feindseligkeiten auszuüben. Der Kaiser durfte dem Bunde nur winken, dieses oder ienes über einen evangelischen Reichsstand gefällte Kammergerichtsurtheil zu vollziehen, so konnte dieser seine Völker unter dem besten Vorwand dazu gebrauchen. Und da die schmalkaldischen Bundsgenossen sich dabei nicht würden ruhig verhalten haben, weil sie einander auf eben den Fall, wenn sich iemand unterstehen würde, die Schlüsse des Kammergerichts, welche sie in Kraft des nürnbergischen Religionsfriedens für nichtig erklärten, mit gewafneter Hand zu vollziehen, beizustehen, so konnte man einen Krieg anfangen, so bald man wollte. Leuchtet nun nicht hieraus deutlich hervor, daß Held der Stifter dieses heiligen Bundes, auch fähig war dem Kaiser einen solchen Rath zu geben, wie wir ihn angeführt haben? Zwar stellte sich der Kaiser, als ob er mit Heldens Negotiationen nicht ganz zufrieden wäre, und entließ ihn bald hernach aus seinen Diensten, wie einige melden, in Ungnaden; allein wenn dies auch geschah, so konnte doch Held sich ziemlich über die kaiserliche Ungnade trösten. Denn dieser Teufel in Menschengestalt erhielt dafür, daß er durch seine gif-

giftigen Rathschläge das deutsche Vaterland in Blut und Flammen sezen, und die Fürsten desselben um ihre Hoheit und Freiheit bringen wollte, eine einträgliche Probstei. *) Wie würdig einer solchen Belohnung er selbst von kaiserlichen Ministern geachtet wurde, erhellet daraus, daß einer derselben, Graf Heinrich von Nassau, öffentlich sagte: „Held habe mit der Stiftung des nürnbergischen Bündnisses den Strik verdient; und der Kaiser sollte durch öffentliche Bestrafung eines solchen schädlichen Menschen zeigen, daß er kein Tirann sei, der solche Räthe liebte und ihnen folgte. — Nach Heldens Entlassung ward Granvella, der Aeltere, erster Minister. — Satan an Beelzebubs Stelle!

Das Hauptsächlichste, von dem durch die Vereitlung des Pabsts geschlossenen Waffenstillstand zu Nizza, zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich, ist bereits an seinem Orte erzählt worden, so wie auch die merkwürdigsten politischen Ereignisse, welche als Folgen desselben angesehen werden können, und worunter der Konvent der Protestanten zu Braunschweig und ihre Unterhandlungen mit Frankreich und England, nebst dem Konvent zu Frankfurt die vorzüglichsten Stellen verdienen.

Indem man aber damit umgieng, die Maschine, welche Held angelegt hatte, spielen zu lassen, verderbten die fatalen Türken auf einmal das ganze Spiel. Diese Gäste hatten sich abermal in starker Anzahl in Ungarn eingefunden; und wollte man nun Reichshülfe, sie wieder hinauszuiagen, so muste

ste man mit den Protestanten traktiren. Dies Geschäfte war es nun, was den Konvent zu Frankfurt, gehalten in den Jahren 1538. und 39. merkwürdig macht. Die schmalkaldischen Bundesgenossen beantworteten die kaiserliche Proposition wegen der Türkenhülfe, wie bisher iedesmal; das ist, sie wollten sich zu selbiger nur unter der Bedingung eines vollkommenen auf keine vieldeutigen Klauseln gesezten Friedens dazu verstehen, von dem Concilium, so wie es nämlich veranstaltet ward, nichts hören und halten, und den Pabst von dem Geschäfte der Religionsvereinigung ganz ausschliessen. Nun war man katholischer Seits nichts weniger Willens, als ihnen solche Bedingungen zuzugestehen; aber — die Türkenhülfe! Diese zu erhalten, muste man sich schon bequemen, ein Uebriges zu thun. Endlich vermittelten die Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz einen Stillstand auf funfzehn Monate: dessen Hauptinhalt folgender ist:

„Der nürnbergische Religionsfriede sollte, nebst dem regensburgischen Mandat, bis auf einen Reichstag in seiner Kraft verbleiben. Alle Kammergerichtsprocesse gegen die Protestanten sollen diese Zeit über suspendirt seyn. Die augsburgischen Konfeßionsverwandten sollen nicht als Kezer betrachtet und behandelt werden. Dagegen soll der schmalkaldische Bund auch seines Theils gegen iedermann Frieden halten, und niemand weiter als einen Bundsgenossen aufnehmen. Das nämliche wolle der Kaiser bei dem gegenseitigen Bund verschaffen. Die Geistlichkeit soll im Genuß ihrer Einkünfte und Güter nicht gehindert

gehindert werden. Wegen der Religionsstreitigkeiten soll eine Unterredung, (Colloquium) zu Nürnberg angestellt, und versucht werden, ob man nicht die Einigkeit wieder herstellen könne. Die Werbung soll ieder Theil abstellen, doch einer billigen Gegenwehr unvorgreiflich. Die Widertäufer und andre unchristliche Sekten und Völker sollen von diesem Anstandsvertrage ausgeschlossen seyn. Zur Türkenhülfe sollen und wollen sich die Protestanten einverstehen, und derowegen einen deshalben anzustellenden Konvent zu Worms zu beschicken nicht ermangeln.

Dieser Vertrag ward am 19 April 1539. zur Richtigkeit gebracht, und von beiderseits Abgeordneten unterzeichnet, und man ernannte bereits die Theologen, welche dem Colloquium zu Nürnberg beiwohnen sollten. Aber wider alles Vermuthen erfolgte die förmliche Bestätigung von Seiten des Kaisers nicht, und derselbe ließ noch über dieses eine in den Niederlanden aufgestellte Werbung ihr Geschäfte mit allem Ernst betreiben. Doch schrieb er von Madrid aus an die beiden Kurfürsten, welche die Vermittler des Vertrags gewesen waren, und dankte ihnen für ihren Diensteifer. Hierauf schickte er den Erzbischof von Lund, welcher zu Frankfurt den Unterhandlungen, als kaiserlicher Gesandter beigewohnt hatte, nach Deutschland; mit dem Auftrage: Ob der Kaiser gleich den Frankfurter Vertrag noch nicht bestätigt habe, so werde er doch bald in die Niederlande kommen, und die Sache vollends zu Stande bringen. Die schmalkaldischen Bundsgenossen sollten sich nur ruhig verhalten, wie er auch

thun wolle. Mit der niederländischen Werbung sei es blos auf einen zu dämpfenden Aufruhr des Pöbels zu Gent angesehen.

Daß der Kaiser den Frankfurter Vertrag nicht bestätigte, war ein Werk des heiligen Vaters. Als dieser den Hergang der Sache von seinem Nuntius an des Königs Ferdinands Hof, den schon bekannten Aleander vernommen hatte, stellte er sich so ungeberdig, als weiland Bruder Tezel und seine Gehülfen, da das Ablaßnegoz scheiterte. Er ward auf den König Ferdinand, und dessen Gesandten, auf den Erzbischof von Lund, und auf alle die, welche den Frankfurter Vertrag mit Rath oder That hatten befördern helfen, ungehalten und wendete alle Kräfte an, einen Vertrag der für den päbstlichen Stul so gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte, zu zernichten.

Zu dem Kaiser schickte er einen Gesandten, mit einem Schreiben, welches sattsam zu erkennen gab, wie heftig er aufgebracht war. Er schimpfte auf den Vertrag, auf die Gesandten, die ihn geschlossen hatten, und insbesondre auf die schmalkaldischen Bundesgenossen und auf den Erzbischof von Lund. Diesen beschuldigte er, daß er sich von den Protestanten durch Geld habe gewinnen lassen, daß er der protestantischen Lehre geneigt, und selbst für seine Person bald in den weltlichen Stand treten würde: Beschuldigungen, welche der Erzbischof für Lügen erklärte. Er forderte übrigens den Kaiser auf, seine Völker aus Spanien und Italien unter dem Vorwand

wand des Türkenkriegs nach Deutschland zu ziehen, und den Protestanten damit zu Leibe zu gehen.

Das that der Kaiser nun freilich zur Zeit noch nicht, weil er besser, als der ergrimmte Pabst verstand, was sein wahrer Vortheil wäre. Doch suchte er sich bei ihm zu entschuldigen, und durch die Versicherung zu beruhigen: er habe diesmal aus Staatsursachen so handeln müssen: würde aber in Zukunft die nöthigen Maasregeln zur Zufriedenheit des Pabstes, zu nehmen wissen. Insgeheim gab er seinem Bruder und andern katholischen Fürsten in Deutschland Instruktionen, wie sie sich in Betreff des Frankfurter Vertrags zu verhalten hätten. Aber eben diese Politik war es, welche die ganze Sache verderbte.

So war denn der erwähnte Frankfurter Vergleich ein abermaliger Beweis, wie gut man es mit den Protestanten meine. Der Kaiser bestätigte den Vertrag nicht, und so wol er, als der König Ferdinand gaben, obschon nicht im Großen, neue Proben einer heftigen Abneigung gegen die neue Lehre, wie sie die evangelische Lehre nannten. Man sagte laut, daß der katholische oder sogenannte heilige Bund zur Vertheidigung der wahren Religion errichtet worden sei, und bewarb sich um mehrere Bundesgenossen, ja der Kaiser befahl sogar einigen Reichsständen, in den Bund zu treten. Es liefen Nachrichten ein, daß der Pabst sich eifrig bemühe, einen Waffenstillstand mit dem türkischen Kaiser zu vermitteln, damit man alsdann desto sicherer Gewalt wider die Protestanten gebrauchen könnte. Diese

übeln Aussichten veranlaßten ein Konvent zu Arnstadt, *) auf welchem sie sich nochmals über die gegen den Kaiser zu nehmenden Maasregeln berathschlagten, und ihren Bund vornämlich in Rücksicht auf die Negociationen mit auswärtigen Mächten, welche der Kaiser sehr zu ihrem Nachtheil auslegte, rechtfertigten und entschuldigten. Es würde ihnen aber, bei allen ihren festen Entschliessungen, sich gegen feindliche Gewalt zu vertheidigen, doch noch weit schwerer geworden seyn; ihre Religionsfreiheit zu erhalten, als es ihnen wirklich ward, wenn nicht selbst katholische Fürsten, denen die kaiserliche Macht zu furchtbar schien, aus Besorgniß, der Kaiser möchte sich zum Souverain von Deutschland machen, neutral geblieben wären. Daher kam es, daß der katholische Bund nicht so mächtig wurde, als es der Kaiser und der Pabst wünschten; und daß er nur aus solchen Gliedern bestand, welche auf den Fall, daß sich der Kaiser wirklich souverain gemacht hätte, entweder nichts, oder nicht viel dabei zu verlieren hatten, oder aus solchen, welche der blinde Fanatismus verhinderte, mit hellen Augen zu sehen, und welche sich aus heftiger Begierde, den Pabst bei seinem Ansehen zu erhalten, über Vernunft und Staatsklugheit hinweg sezten.

Im Jahr 1539. starb einer der eifrigsten Verfolger der evangelischen Lehre, der Herzog Georg von Sachsen. Er wuste, daß sein Bruder, Herzog Heinrich, dieser Lehre günstig war, und dieselbe, auf den Fall, daß er zur Succeßion gelangen sollte, ohnfehl-

*) 1539.

ohnfehlbar in seinen Landen einführen würde. Er that daher alles, was er konnte, um diesen Bruder von der Succeßion auszuschließen, und es schien allerdings, daß er es könnte. Er hatte zween Prinzen, von welchen der älteste, Johann, ein noch heftigerer Feind Luthers war, als der Vater. Dieser soll einst Luthern das Kompliment haben machen lassen, daß er, wenn er zur Regierung gelangen sollte, noch feindseliger gegen ihn handeln wolle, als sein Vater — der es doch gewiß arg genug machte, — iemals gethan hätte. Hierauf soll Luther, (von welchem erzählt wird, daß er überhaupt so oft er berichtet worden, daß Herzog Georg ihn geschimpft, gesagt habe, weder der Herzog, noch seine Nachkommen, würden ihn überleben,) die Antwort gegeben haben: Herzog Johann solle vielmehr auf ein seliges Ende bedacht seyn, indem er seinen Vater nicht überleben würde. Ueber diese Antwort, erzählen einige, habe sich der Herzog Johann dergestalt entsezt, daß er darüber kränklich geworden und frühzeitig verstorben. Der zweite Sohn des Herzogs, Georg Friedrich, war ein blöder und schwacher Prinz. Dennoch überredete ihn der Vater zu einer Vermählung. Seine Gemahlin wurde aber frühzeitig Wittwe, indem der Prinz im nächsten Monat nach seinem Beilager das Zeitliche verließ. Nun war die Hofnung andre Erben, als seinen Bruder, zu erhalten, für Herzog Georgen verschwunden. Er nahm also seine Zuflucht zu dem lezten Mittel, das ihm übrig blieb, nämlich, er suchte dem Herzog Heinrich das Versprechen abzunöthigen, daß er,

 nach

nach erfolgter Besiznehmung der herzoglichen Lande keine Veränderungen in Religions- und Kirchensachen einführen sollte. Dieses glaubte er durch ein Testament, in welchem dem Nachfolger dieser Punkt auferlegt wurde, am ersten bewirken zu können. Aber Heinrich ließ sich die Hände nicht binden, und war zur Bestätigung dieses Artikels auf keine Weise zu bewegen.

Sonst war Herzog Georg ein weiser und tapferer Fürst und ein guter Regent, den seine Unterthanen, wenn sie nur bei der alten Lehre blieben, schäzen und lieben musten. Man weiß auch aus Partikularnachrichten, daß er in verschiednen Punkten ziemlich einstimmig mit Luthern gedacht, und besonders von der Anrufung der Heiligen nicht viel hielt, ob er diese Meinungen gleich nicht öffentlich zu Tage legte. Der wahre Grund seines harten Betragens gegen die Protestanten, war ganz warscheinlich die persönelle Feindschaft und Abneigung gegen Luthern, welchen er, wegen der harten Ausdrücke, womit er in öffentlichen Schriften gegen ihn zu Felde zog, tödtlich haßte. *) Nur konnte sich Luther freilich damit

*) Hieher gehört folgende Anekdote. Luther schrieb im Jahr 1527. ein Büchlein über die Frage: ob Kriegsleute auch in seligen Stand seyn können, welches er Aschen von Cramm, Rittern, dedicirte. Diese Schrift kam dem Herzog zu Gesicht, aber ohne Titel. Er bezeigte darüber seinen vollkommenen Beifall, gegen den Maler Lukas Kranach, und sagte: Hier sähe man, daß es mehr Leute gäbe, welche gute Bücher schreiben könnten, und daß nicht Luther allein diesen Vorzug besäße. Kranach überzeugte ihn aber, vermittelst eines vollständigen Exemplars, daß Luther würklich der Verfasser

mit entschuldigen, daß der Herzog, so wie seine übrigen Gegner ihn auch ohne alle Schonung behandelte; indessen ist es doch nicht zu läugnen, daß es besser gewesen wäre, wenn Luther, dem wiederholten Rath und Befehl seiner Landesherren, der Kurfürsten zu Sachsen zu Folge, sich gegen den Herzog glimpflicher bezeigt, und seiner natürlichen Lebhaftigkeit weniger Raum gegeben hätte.

Die Reformation des deutschen Kirchenwesens erhielt durch den Tod des Herzogs Georg neuen Zuwachs, da Herzog Heinrich nach angetretner Regierung dieselbe aufs schleunigste in seinen Landen einführte. Er trat mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen in nähere Verbindung, weil er von Seiten des katholischen Bundes nichts Gutes zu erwarten hatte, und bediente sich bei den neuen Anordnungen, die er nunmehr machte, ihres Raths und ihrer Theologen. Der König Ferdinand bemühte sich zwar aus allen Kräften, den Herzog von seinem Vorhaben abzubringen; aber dieser antwortete ihm so unerschrocken, als vorhin den Räthen des Herzogs Georg, welche ihn zur Bestätigung des lezten Willens seines Bruders, in Betref der beizubehaltenden alten Religion zu bewegen suchten.

Auch in dem Brandenburgischen wurde nach dem Tode des Kurfürsten Joachim des I. welcher im

fasser sei. Unwillig brach der Herzog in die Worte aus: „Ist es doch Schade, daß ein solcher heilloser „Mönch ein so gutes Büchlein hat machen können.„ Roos, B. 1. p. 385. Anm.

Jahr 1539. erfolgte, die evangelische Lehre von dessen Prinzen, dem Kurfürsten Joachim den II. und dem Markgrafen Johann eingeführt. Doch gieng der Kurfürst dabei sehr langsam und behutsam zu Werke, und trat dem schmalkaldischen Bunde nicht bei. Aehnliche Erweiterungen der Gränzen mehrerer Aufklärung in der Religion in und ausser dem deutschen Reiche übergehen wir hier mit Stillschweigen.

Nachdem sich die protestirenden Fürsten im Jahr 1540. abermal zu Schmalkalden versammelt hatten, um ihrem Bündnisse die endliche Vollständigkeit und Kraft zu geben, welche unter so kritischen Umständen erfordert wurde: schrieb der Kaiser einen Konvent nach Speier aus, welcher im Junius des angezeigten Jahrs gehalten werden sollte. In dem kaiserlichen Schreiben wurden die katholischen Stände Gehorsame genennt: den Protestirenden aber aufgerückt, daß sie die Güte und Gelindigkeit des Kaisers gemisbraucht, und ieden gütlichen Vergleich ausgeschlagen hätten. — Ueberhaupt sollte ein Religionsgespräch oder Disputation gehalten werden, um einen endlichen Vergleich dadurch zu bewirken. Den päbstlichen Abgesandten und Theologen war ein solches Gespräch äusserst zuwider, und sie bebemüheten sich eifrigst, es zu verhindern. Endlich verlegte der König Ferdinand, der im Namen des Kaisers bei diesem Konvent zugegen seyn sollte, solchen nach Hagenau, woselbst man sich dann auch wirklich versammelte.

Man beschuldigt den König Ferdinand, daß er, nach dem Rath und Willen der päbstlichen Abgesandten den Vergleich und Frieden vielmehr zu verhindern, als zu befördern gesucht, und geheime Unterhandlungen deswegen mit den katholischen Ständen gepflogen habe. Als er aber mit diesen Unterhandlungen nicht fortkommen konnte, verschob er das Religionsgespräch, und machte den Vorschlag, es sollte, nach einer Zeit von zwei Monaten an einem andern Orte gehalten werden, und zwar so, daß zugleich päbstliche und kaiserliche Gesandten dabei zugegen wären. Uebrigens sollte man den Protestanten bedeuten, sich den Aussprüchen des Conciliums, welches nächstens gehalten werden würde, zu unterwerfen, niemand in ihren Bund aufzunehmen, der den Reichstagsabschied von Augsburg vom Jahr 1530. angenommen hätte, und vor allem die erledigten geistlichen Güter und Beneficien, an ihre alten Besitzer wiederum zurük zu stellen.

Die katholischen Stände billigten zwar diesen Vorschlag des Königs: doch machten sie dabei die Anmerkung, daß man nicht alles aufs disputiren möchte ankommen lassen, sondern alles **friedlich und schiedlich** mit einander handeln. Darinn hatten sie auch nicht Unrecht: denn es es ergab sich aus Erfahrung, wie viel man bisher mit dem ewigen Disputiren ausgerichtet hatte. Auch auf diesem Konvent zu Hagenau konnte man schon über den Präliminarpunkt, welche Artikel eigentlich durch die Disputation erläutert und bestimmt werden sollten, nicht einig werden. — Endlich ließ Ferdinand,

dessen angeführten Vorschlägen von den Protestanten beharrlich widersprochen wurde, den Konvent aus einander gehen, und schrieb in einem Dekret einen abermaligen nach Worms aus, fügte auch dem Dekret ein Regulativ bei, nach welchem auf dem Wormser Konvent, welches er auf den 27 Oktober des Jahrs 1540. ansezte, alles gehandelt werden sollte. Die Protestanten hatten auch gegen dieses Regulativ verschiedenes zu erinnern, und wiederholten ihre bereits so oft angebrachte Bitte wegen Aufhebung der Kammergerichtsprocesse: erhielten aber vom König den Bescheid; so lange sie sich nicht zur Wiedererstattung der geistlichen Güter verstehen würden, könnte er ihnen nicht willfahren.

Der Kaiser, dem der König Ferdinand von seinen Verhandlungen Bericht erstattete, billigte sein Verfahren, und bestätigte den nach Worms verlegten Konvent, den er zu Folge der vom König auf dem Hagenauer Konvent gemachten Vorschläge, durch eigne Gesandten beschicken sollte. Weil aber der König Ferdinand auch päbstliche Gesandten dazu in Vorschlag gebracht, und den Kaiser und Pabst die zween grösten Potentaten der Christenheit genennt, auch keiner Protestation wider die päbstliche Gesandschaft und ihre Einwirkung auf das Religionsgespräch Gehör gegeben hatte, so veranlaßte dieses die vereinigten Fürsten, sich über die Potentatenschaft des heiligen Vaters mit einander zu berathschlagen, und das Resultat dieser Berathschlagung war ganz natürlich, daß diese Hoheit eine leere Grille, und der Pabst keineswegs für einen Poten-

taten

katen zu erkennen sei. Mit einer diesem Schlusse gemässen Instruktion schikten sie denn ihre Gesandten nach Worms; besonders hatte der Kurfürst von Sachsen den Seinigen gemessenen Befehl ertheilt, den päbstlichen Dominat in keinem Punkte zu erkennen.

Der Kaiser beschickte den Konvent durch den Nik. Perenott **Granvella**, und **Joh. Naves**, welcher leztere den versammelten Ständen die erhabnen Eigenschaften, und friedlichen Gesinnungen seines Kollegen sehr rühmte, und die Schuld aller bisher verunglükten Vergleichsvorschläge auf den entlassenen Vicekanzler Held warf. Als aber dieser so sehr gepriesene Mann ankam, zeigte es sich bald, daß er zwar minder heftig, aber eben so schlau und boshaft war, als Held immer gewesen seyn mochte. Er arbeitete in Gemeinschaft mit dem päbstlichen Botschafter, **Thomas Campegius**, eifrig daran, allen Erfolg des Religionsgesprächs zu vereiteln, und wo möglich, die ganze Handlung zu verhindern. Nachdem nun der Konvent mit vielen Feierlichkeiten eröfnet worden war, hob sich das Gezänk an. Erst stritt man über die Art und Weise, das Colloquium einzurichten, und aus den Akten desselben sodann einen bestimmten Schluß zu fassen: und bei dieser Gelegenheit machten die kaiserlichen Kommissarien den Ständen sehr unbillige und ungereimte Vorschläge. So sollte z. B. nichts durch die Mehrheit der Stimmen entschieden werden, sondern iede Partei nur Eine Stimme haben. Ein Vorschlag, der nichts gewissers nach sich ziehen konnte, als daß

Nichts

Nichts ausgemacht werden konnte. Aber es stand zu befürchten, daß einige Stände, welche sich zwar noch zur Zeit zur katholischen Partei hielten, aber entweder schon in ihren Grundsäzen zu wanken anfiengen, oder doch die Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Hof abgethan wissen wollten, auf die Seite der Protestanteu treten möchten. Und das hätten sie thun können, ohne sich deswegen zur evangelischen Lehre zu bekennen, da nicht von einer gänzlichen Vereinigung der Kirche, sondern nur von einem Vergleich bis auf das Concilium die Rede war. Alsdann hätte die Gegenpartei die Mehrheit der Stimmen verloren, und dieser unangenehme Umstand sollte der eben angeführte weise Vorschlag verhindern. Ein andrer von gleichem Gehalt war: Die Notarien, welche die Akten des Colloquiums niederschreiben sollten, eidlich zu verpflichten, daß sie diese Akten niemand, auch nicht den anwesenden Gesandten zur Versendung an ihre Prinzipalen mittheilen dürften; sondern dieselben lediglich den kaiserlichen Kommissarien zur Versendung an den Kaiser mittheilen sollten.

Die Gesandten der vereinigten Fürsten wurden über alle diese Schikanen endlich unwillig, und machten dagegen sehr lebhafte Vorstellungen; richteten aber damit nichts weiter aus, als daß man das Religionsgespräch wirklich veranstaltete. Die katholischen Stände erklärten, daß sie das Resultat dieser Disputation nur alsdann für gültig erkennen wollten; wenn es von dem Kaiser und dem mehresten Theil der Reichsstände auf einem Reichstage approbirt

dirt werden würde. Uebrigens sollte der zu Augsburg gemachte Receß in seiner Kraft bleiben. Diese Erklärung machte die Disputation beinahe ganz überflüßig, und es war nun gleichgültig, ob sie gehalten würde oder nicht. Deswegen muste sie aber eben angestellt werden, damit man doch nicht ganz umsonst zusammen gekommen wäre. Es wurde noch beschlossen, daß nur ein Theologe von ieder Partei dazu gebraucht werden sollte. Von katholischer Seite wurde der bekannte Verfechter des päbstlichen Dominats, Eck, von den Protestanten aber Melanchthon zu Collocutoren ernennt.

Besser wäre es in Warheit gewesen, wenn das ganze Gespräch unterblieben wäre. Melanchthon, dem gewiß niemand eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, und ein gutes Herz absprechen kan, begieng bei dieser Gelegenheit, und auch nachmals einen Fehler, der zwar nur in der Lage, in der er sich gegenwärtig befand, ein Fehler genannt werden konnte, der ihm aber in der Folge von seinen eigenen Glaubensgenossen hoch, und man darf sagen, zu hoch angerechnet wurde. Die augsburgische Konfeßion war nunmehr, zu nicht geringem Verdrusse der Gegenpartei dem deutschen Reich und der gesammten christlichen Welt bekannt gemacht worden, und die Bekenner derselben hatten sich anheischig gemacht, bei dem klaren Buchstaben derselben feste und unverbrüchlich zu beharren. Diese Erklärung kam den Gegnern sehr erwünscht zu Statten. Sie, die nichts so sehr scheueten, als eine fernere Vermehrung und Verbesserung dieses Glaubensbekenntnisses,

machten

machten es nunmehr den Protestanten zur heiligsten Pflicht, nichts dazu zu sezen, oder auch, in solchen Artikeln, die ihnen gleichgültig waren, davon zu thun, ob sie gleich, was den lezten Umstand betrift, gerne gesehen hätten, wenn iene ganze Artikel, und zwar die hauptsächlichsten, ausgemerzt, und widerrufen hätten. So bald sie nur die geringste Veränderung im Text des augsburgischen Glaubensbekenntnisses wahrnahmen, machten sie den Protestanten die bittersten Vorwürfe. Sie wären, hieß es dann, unter sich selbst uneinig, lehrten heute so, morgen wieder anderst, und wüßten am Ende fast selbst nicht recht, was sie lehrten und glaubten. Es sei ihnen nicht um die Reformation zu thun, sondern nur um die Besiznehmung von geistlichen Gütern, u. s. f. Nun waren die vereinigten Fürsten keines andern Willens, als bei dem buchstäblichen Sinn ihres Glaubensbekenntnisses zu bleiben, und waren weit davon entfernt, die geringste Veränderung desselben zu gestatten, oder gar zu befehlen. Aber Melanchthon hatte die Gewohnheit, seine Aufsäze bei einer zweiten Ausgabe mehrmalen durchzusehen, und hie und da Verbesserungen, oder auch Veränderungen anzubringen. Eine Gewohnheit, die im Grunde an einem Gelehrten gelobt, und nicht getadelt werden sollte, nur bei den damaligen Umständen konnte sie nicht gelobt werden. Die augsburgische Konfession war schon damals, ob gleich noch keine förmliche Religionskonstitution für Deutschland vorhanden war — denn die vorhandnen wurden ia nicht beobachtet — als das symbolische Buch der evangelischen

lischen Religionsverwandten betrachtet, und die protestirenden Fürsten hatten sich feierlich erklärt, dabei zu bleiben. Da nun iede Veränderung derselben von den Gegnern so sorgfältig aufgespürt und gerügt wurde, und anstatt nüzlich zu seyn, auch im Falle, daß sie wirklich nüzlich und nöthig gewesen wäre, nur Gelegenheit zu neuen Zänkereien und Mißhelligkeiten gab, so hätte Melanchthon billig mit seinen Veränderungen nachbleiben sollen. Er ward auch mehrmalen erinnert, die augsburgische Konfeßion ungeändert zu lassen, aus dem Bewegrunde, weil es nicht eine von ihm herausgegebene Privatschrift wäre, welche er abändern könnte, so oft es ihm beliebte, sondern der Kirchen Buch, oder das öffentliche Glaubensbekenntniß eines beträchtlichen Theils der deutschen Nation, das nun einmal bleiben sollte, wie es war. Allein er befolgte diese Erinnerungen doch nicht, theils aus Begierde, seine Aufsäze immer vollkommener zu machen, theils aus allzufurchtsamer Nachgiebigkeit gegen die andre Partei, welche er dadurch, wiewol vergeblich, auch zu mehrerer Nachgiebigkeit bewegen wollte. Die Veränderungen Melanchthons, welche bei diesem Colloquium in Betrachtung gezogen wurden, waren eben nicht sonderlich wichtig, *) und doch fieng Ek, der Sophist, und Schreier, die Disputation mit dem Vorwurfe an, daß die Protestanten ihre Konfeßion seit der ersten Uebergabe verändert hätten. Melanchthon vertheidigte sich zwar noch damit, daß diese Veränderungen nur Worte, nicht

*) Roos, B. II. p. 445.

nicht Sachen zum Gegenstande hätten: allein Ecken war eben mit einem Wortstreit mehr gedient, als mit einer reellen Disputation, wobei er, wie er denn schon die Erfahrungen hatte, wenig Ruhm eingeerndtet haben würde.

Nach diesem Präliminarstreit, welcher von Eckens Sophisterei ein klarer Beweis ist, wurde über die vorgebliche Trennung der Protestanten von der Kirche, und über den Artikel von der Erbsünde disputirt. Eine ausführliche Beschreibung der Disputation, und eine genaue Erzählung aller dabei gewechselten Argumente kan und wird man hier nicht erwarten; wir begnügen uns also, zu erzählen, daß der Streit sehr hizig wurde, und so verwickelt, daß man nach dreien Tagen noch nicht einsah, wie er sich endigen würde. Da er aber am hizigsten war, endigte ihn der kaiserliche Kommissar, Granvella, ohne daß etwas wäre entschieden worden.

Er machte nämlich ein kaiserliches Reskript bekannt, vermöge dessen die Religionsunterhandlungen zu Worms unterbrochen werden, und bis auf den nächsten Reichstag, den der Kaiser auf den Monat Januar 1541. nach Regensburg ausgeschrieben hatte, verschoben werden sollten. Dort würde man alles noch besser verhandeln und vergleichen können. Uebrigens bezeigte der Kaiser eine besondre Neigung, die Vereinigung einmal zur Wirklichkeit zu bringen, und versprach selbsten, mit dem möglichsten Fleisse daran zu arbeiten.

Bei diesem so günstigen Versprechen war es allerdings sonderbar, daß er dem Colloquium zu

Worms

Worms seinen Fortgang nicht ließ, welches, dem Reichstag zu Regensburg unbeschadet, fortgesezt, und der Vergleich, wenn ia einer möglich war, und auf diesem Reichstage beschlossen werden sollte, vielleicht schleuniger hätte bewirkt werden können. Aber nach aller Wahrscheinlichkeit kam dieses Reskript aus einem ganz andern Beweggrunde. Der päbstliche Botschafter, welcher, wie bereits gemeldet worden, alles angewendet hatte, das Colloquium zu stören und zu hintertreiben, sah nunmehr, daß der Streit ernsthafter zu werden begann, als er gerne wollte. Besorgt für die Autorität seines Principals, und für die Ehre seines sophistischen Champions, raunte er dem Kaiser ein, dergleichen Colloquia dienten zu nichts als das Feuer der Uneinigkeit noch mehr anzufachen. — Im Grunde war dies Warheit: aber warum veranstaltete man denn von Zeit zu Zeit solche Colloquia, und lud die Protestanten dazu ein? — Es mögen auch die Berichte gegründet seyn, welche melden, daß Granvella dem Kaiser Nachricht gegeben, wie hizig dieser Streit geführt wurde und wie wenig Hofnung zur Einigkeit vorhanden sey. — Der Kaiser winkte: die beiden Kämpfer musten aufhören und so war wieder ein Colloquium in Religionssachen fruchtlos abgelaufen.

Während der Zeit desselben hatten die protestirenden Fürsten auch ihrer politischen Angelegenheiten halben einen Konvent zu **Naumburg**, meist durch Gesandte gehalten. So dringend die Gefahr war, so gewiß man voraus sehen konnte, daß der Sturm, der schon lange drohte, bald hereinbrechen werde,

werde, so gieng es doch auf diesem Konvent so langsam her, daß es schien, als ob der schmalkaldische Bund bereits vergessen wäre. Eine der vornehmsten Angelegenheiten, welche die vereinigten Fürsten bei diesem Konvent beschäftigte, waren die Unternehmungen des Herzogs Heinrichs von Braunschweig, ihres Todfeindes, auf die Städte Braunschweig und Goslar, deren bereits an gehörigem Orte Meldung geschehen ist. Endlich nach vielem Zögern wurde doch bestimmt, wie man sich sowol gegen diesen Herzog, als auch auf den nahen Reichstag gegen den Kaiser und die katholischen Fürsten betragen sollte. In Rücksicht auf das leztere Verhalten sagte man sich eine vollkommene Einigkeit in Beantwortung der Forderungen welche allenfalls gemacht werden könnten, und überhaupt im Betref der streitigen Religionsangelegenheiten zu.

Der Kurfürst von Sachsen war über den langsamen Gang der Geschäfte bei dieser Zusammenkunft, und über die Kaltsinnigkeit mancher Fürsten, von denen er sie nicht erwartet hatte — zumal da der Landgraf von Hessen izt selbst nicht mit seiner sonst gewöhnlichen Lebhaftigkeit handelte — äuserst unzufrieden. Er hatte Berichte erhalten, daß der Kaiser, so viel Gelindigkeit er auch — zuweilen — in Deutschland gegen die Protestanten äusere, selbige doch in den Niederlanden noch immer grausam verfolge, und daß er damit umgienge, ein Bündniß mit dem König in Frankreich wider die Protestanten in Deutschland unter Vermittelung des Pabstes zu errichten. Die feindseligen Gesinnungen des Herzogs von Braunschweig,

schweig, welche er noch thätiger würde ausgeübt haben, wenn ihm der schmalkaldische Bund nicht zu mächtig gewesen wäre, waren entschieden, und an andern offenbaren und heimlichen Feinden fehlte es auch nicht. Kein Wunder wenn dem Kurfürsten in dieser Lage die Unthätigkeit seiner Bundesgenossen schmerzte, und wenn er beinahe dem Vorzuge entsagt hätte, Hauptmann des Bundes zu seyn.

Wir haben bereits an einem andern Ort bemerkt, daß nach und nach Irrungen und Zwistigkeiten unter den beiden Häuptern des schmalkaldischen Bundes entstanden seyen, welchen man nachmals viele Schuld an dem Unglük, das sie traf, beimaß. Wir haben auch bereits einen Grund dieser schädlichen Uneinigkeit angeführt, nämlich die fehlerhafte Einrichtung der Bundeshauptmannschaft. Hier müssen wir nur noch eine Begebenheit anführen, die diese Uneinigkeit bewirken half, und zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Denkungsart iener Zeiten abgiebt.

Der Landgraf von Hessen hatte sich nämlich in eine Hofdame bei der Schwester seiner Gemahlin dergestalt verliebt, daß er beschloß, sich selbige ehlich antrauen zu lassen. Diese Dame hieß **Margaretha von der Sahl.** Er hielt dieses Vorhaben vor seiner Gemahlin auch so wenig geheim, daß er vielmehr die Einwilligung derselben zu dieser zweiten Ehe suchte, und solche auch, unter der Bedingung, daß dieselbe ihr und ihren fürstlichen Kindern unnachtheilig seyn sollte, erhielt. Nun kam es noch darauf an, was die Theologen, und vorzüglich Luther,

ther und Melanchthon dazu sagen würden. Er benachrichtigte sie von seinem Vorhaben, und forderte ihr Gutachten darüber, welches aber nicht günstig für ihn ausfiel. Sie suchten alle mögliche theologische Gründe auf, ihm von seinem Vorsaz abzurathen, bei welchem er iedoch standhaft beharrte. Die stärksten Beweggründe welche er anführte, waren gewisse physische Eigenschaften seiner selbst, und seiner Gemahlin, welche ihm nichts übrig liessen, als auf die Vermählung mit der Margaretha von der Sahl zu dringen, oder einen Ehebruch zu begehen. *) Diese Sünde wollte nun Philipp nicht begehen, und folglich blieb er bei seinem Entschlusse. Als Luther und Melanchthon sahen, daß sie sich ihm vergeblich widersezen würden, dispensirten sie über diese Ehe in so fern, daß sie dem Landgrafen den Rath gaben, er möchte, **öffentlich Aergerniß zu verhüten**, die Trauung mit seiner Geliebten in der höchsten Geheim vollziehen, und nur wenige Zeugen, welchen er die Sache **beichtweise** offenbaren sollte, dabei zugegen seyn lassen. Diesen Rath befolgte auch der Landgraf, und die Trauung wurde in der Stille, und in Gegenwart dreyer Zeugen, worunter sich Melanchthon befand, vollzogen, nachdem der Landgraf sein Vorhaben beichtweise angezeigt, und die Absolution erhalten hatte.

„Da sieht man nun, was die Pfaffen für Aufhebens um Nichts und wieder Nichts machen!„ wird

*) In der Sprache unsrer Zeiten, die nicht so plump und ungalant ist, als die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, sich eine Maitresse zu halten.

wird vielleicht mancher Philosoph unserer Tage ausrufen, wenn er diese Begebenheit ließt, oder sich derselben erinnert. — „Da der Landgraf zu gewis„senhaft war, eine Sünde zu begehen, die man izt, „zumal wenn Fürsten sie begehn, Galanterie, „amours sécrétes ꝛc. ꝛc. nennt; da seine Gemah„lin selbst bereits darüber dispensirt hatte„ — Gemach, mein Herr Philosoph! Diesmal hatten die Theologen, oder wie Sie sich auszudrücken belieben, die Pfaffen, wirklich nicht Unrecht. Zu einer Zeit, wo man alle, auch selbst die unschuldigsten Handlungen der Protestanten aufs Aergste deutete, muste diese Handlung des Landgrafen nothwendig gleiches Schicksal erfahren. Dies sahen sie voraus, sahen die möglichen Folgen davon voraus, und darum bemühten sie sich, so viel an ihnen war, die Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern. Nur darinn fehlten sie, daß sie Beicht und Absolution in eine Sache mengten, wohin sie, nach ihren eigenen Grundsätzen, nicht gehörte. Denn nach dem Lehrbegrif der evangelischen Kirche kan der Priester zwar von Sünden absolviren die man bereits begangen hat, aber nicht von solchen die man erst begehen will. Und wenn die zweite Ehe des Landgrafen Philipp eine Sünde war, so war sie unstreitig eine von der leztern Klasse.

Diese Geschichte blieb nicht verschwiegen, so geheim sie auch gehalten werden sollte, und die traurigen Folgen derselben zeigten sich bald. Die Feinde der Protestanten, besonders der bekannte Herzog Heinrich von Braunschweig, machten ein grosses

wie seine wiederhohlten, obschon vergeblichen Versuche, unter den in der Lehre uneinigen Protestanten Einigkeit zu stiften, ziemlichermassen beweisen: doch hätte er als Mitglied und als Bundeshauptmann des schmalkaldischen Bündnisses dergleichen nicht ohne Genehmigung und Beirath seines Kollegen, des Kurfürsten, und der übrigen Bundesglieder vornehmen sollen. Durch solche Vorfälle wurden die beiden Oberhäupter des Bündnisses gegen einander mißtrauisch, und ihre Harmonie zerstört: keiner wollte dem andern mehr recht trauen, oder, auch in billigen Forderungen, nachgeben; und diese Disharmonie machte, daß der Bund nachher, als es zu Thätlichkeiten kam, nicht so glüklich war, als er ausserdem hätte seyn können. Uebrigens bleibt es gegründet, daß es, wie bereits im vierten Bändchen erzählt worden, besser gewesen wäre, wenn kein Abwechsel des Bundesregiments beliebt, sondern dem Landgrafen allein das Kriegsdepartement, dem Kurfürsten hingegen die Kanzleisachen übertragen worden wären. Aber vielleicht hinderte eben die wechselseitige Unzufriedenheit beider Bundeshäupter diese heilsame Einrichtung.

In diese Zeit gehört auch noch eine Begebenheit, welche eine der merkwürdigsten in der Kirchengeschichte ist, oder vielmehr in der Folge erst ward, nämlich die Errichtung des Jesuiterordens, der sich durch die Höhe, zu welcher er emporstieg, und durch seine Schiksale vor allen übrigen Mönchsorden der römischkatholischen Kirche auszeichnete. Wir können nicht umhin, derselben hier kürzlich zu erwähnen,

obgleich

obgleich der Orden weder in Deutschland am ersten aufkam, noch auch von einem Deutschen gestiftet wurde. Er hatte in spätern Zeiten auf die Angelegenheiten in Deutschland nicht geringern Einfluß, als auf die Angelegenheiten anderer Länder, und daher darf er in einer Geschichte Deutschlands nicht vergessen werden. Wollte Gott daß man sagen könnte, der Jesuiterorden, der in andern Ländern so viel Aufsehens machte, und so viel Unheil stiftete, ist für den Geschichtschreiber von Deutschland unbeträchtlich.

Der Stifter dieses in der Folge so mächtig gewordenen geistlichen Ordens war Ignaz Loyola, ein Spanier, aus der Landschaft Guipuzcoa, geboren im Jahr 1491. In seiner Jugend scheint er eben nicht viel Anlage zum künftigen Heiligen gehabt, und wenn er auch nichts auszeichnend Böses that, doch auch nichts Gutes gethan zu haben: weil seine vielen Biographen, die noch dazu meistentheils aus seinem Orden waren, gewiß nicht ermangelt haben würden, die erbauliche Jugendgeschichte ihres Stifters und ersten Generals gehörig auszuposaunen. So aber sind sie aus Mangel hiehergehöriger historischer Nachrichten sehr lakonisch, und fangen, so zu sagen, erst recht an, wenn sie auf die Standesänderung ihres Heiligen kommen. Dieser hatte sich nämlich in seiner Jugend in Militärdienste begeben: wurde aber im Jahr 1521. bei Pampelona in einer Aktion dergestalt verwundet, daß er zu fernern Diensten untüchtig wurde. Nun sann er darauf, wie er auf eine andre Art in der Welt Aufsehen machen,

oder wie seine Biographen sagen, in einen Stand treten möchte, worinnen er Gott wolgefällig dienen könnte. Die Lieblingslektur der spanischen Nation, die Romanen und Ritterbücher, waren auch seine Lieblingslektur gewesen und hatten ihn wahrscheinlicher Weise zum Kriege angefeuert, wo er ienen Besiegern der Saracenen, der Drachen und Kobolte ähnlich werden wollte, denn er besaß die schwärmerische Einbildungskraft, die seiner Nation so eigen ist, in einem sehr hohen Grade. Da sich nun seine ritterliche Laufbahn mit dieser Verwundung die ihn unfähig machte ferner mit Schild, Schwert und Lanze als ein Rächer des Unrechts zu Felde zu ziehen schlos, bekam er, vermittelst seiner lebhaften Phantasie bald Veranlaßung, ein Don Quixote von einer andern Gattung, und in einem andern Rocke zu werden. Einst forderte er ein Buch, zum Zeitvertreib, und bekam die sogenannten Flores Sanctorum *) in die Hände. Mit Erstaunen las unser Ignaz die grossen Thaten der Heiligen, ihren Eifer, die Unglaubigen und Kezer zu bekehren, ihren ungemeinen Muth und Standhaftigkeit in all den Gefahren, die ihnen bei diesem heiligen Geschäfte drohten, die Unerschrokenheit und Heiterkeit mit welcher sie selbst dem grausamsten Martertode entgegen giengen; die ganz unerhörten Wunder, welche sie, zum Theil

*) Blumen, oder in einer deutlichen Uebersezung, auserlesene Thaten oder Geschichten der Heiligen — eine historische Erbauungsschrift der römischkatholischen Kirche voll geistlicher Abentheuer, woraus sich insonderheit die Mönche, welche sie in ihren Predigten fleissig zu plündern pflegen, erbauen.

Theil auch noch nach ihrem Tode verrichteten, und die glänzenden Posten, welche ihnen, dieser Verdienste wegen in Gottes Himmel angewiesen wurden. Seine Einbildungskraft wurde durch diese blendenden Bilder rege gemacht, und seine Begierde nach ähnlichen Verdiensten und Vorzügen, welche er mit Verlust seines Lebens zu erkaufen sich entschloß, nahm so sehr überhand, daß er nicht mehr widerstehen konnte, sondern sofort Anstalten zu möglichster Ausführung seines Vorsazes machte. Den Anfang machte er mit den härtesten und unsinnigsten Bußübungen, vornehmlich mit Geisseln, und wallfahrtete dabei fleissig nach einer Muttergotteskirche in Montserrat, *) wo er sich neue Kräfte holte, um von Frischem auf seinen alten Menschen lospauken zu können. Endlich bestieg er einen Maulesel, den er aber nicht lenkte, sondern nach seinem Hang forttraben ließ, und das Thier trug ihn nach Barcellona. Hier vertauschte er seine schönen Kleider gegen die schlechten eines armen Menschen, und hieng seinen Degen zu Ehren der heiligen Jungfrau in einer Kapelle auf. Hierauf sezte er seine peinlichen Bußübungen eifrigst fort, und bekam öfters Erscheinungen. Allein weder die Bußübungen, noch die Visionen bildeten ihn völlig zu dem, was er werden wollte: denn als ein künftiger Bekehrer der Unglaubigen — er hatte den Entwurf einen neuen Orden zu stiften, sehr wahrscheinlich schon damals gemacht

*) Ein Berg, oder vielmehr eine Reihe dicht aneinanderstehender Berge in Catalonien, auf welchem viele Kapellen und Einsiedeleien sind und wohin viele andächtige benachbarte Katholiken wallfahrten.

macht — muste er doch wol ein wenig studiren, und das hatte er leider bisher noch nicht gethan. Also trieb er zu Barcellona Schulstudien, mit welchen er erst im 33 Jahr seines Alters den Anfang machte. Hierauf gieng er auf die hohe Schule nach Alcala de Henares, wo er das Unglük hatte für einen Zauberer angegeben, und der heiligen Inquisition überliefert zu werden, welche iedoch die Gnade hatte, ihn für unschuldig zu erkennen, und seine Strasse ziehen zu lassen — von da nach Salamanca, und endlich nach Paris, wo er seine theologischen Studien vollendete, und Magister ward.

Hier war es, wo er in eine genaue Verbindung mit neun Männern gerieth, welche eben so dachten wie er, und seinen schwärmischen Entwürfen beifielen. Er that nebst ihnen ein Gelübde, die Theologie fleissig zu studiren, zeitliche Güter zu verachten, und in Armuth das Seelenheil anderer Menschen möglichst zu befördern. Besonders verpflichteten sie sich nach Jerusalem zu ziehen, und an der Bekehrung der Unglaubigen zu arbeiten; dafern sie aber gehindert würden, diesen Zug vollbringen zu können, so wollten sie dem Pabst ihre geistlichen Dienste, ohne Bedingung, und ohne Hoffnung einer Belohnung anbieten.

Im Jahr 1537. kam diese Gesellschaft nach Rom, und Loyola bat sich vom Pabste die Erlaubnis aus, nach den heiligen Oertern reisen zu dürfen. Der heilige Vater ertheilte ihm dieselbe, wie man sich leicht vorstellen wird, nicht nur herzlich gerne, sondern er gab ihm, der nun zu Rom zum Priester geweiht

weiht worden war, nebst seinem apostolischen Segen auch ein ansehnliches Reisegeld mit auf dem Weg. Loyola reiste auch wirklich mit seinen Gefährten ab; allein er besann sich doch bald anders, und kehrte wieder nach Rom zurük. Es war einmal im Rath des Schiksals beschlossen, daß dieser Mann die Gesellschaft Jesu errichten sollte, und da durfte er freilich nicht nach Jerusalem ziehen, und sich von den Türken den Kopf absäbeln lassen. Als er nach Rom zurük gekommen war, machte er durch seine Bußübungen grosses Aufsehen, predigte fleissig, nicht nur in den Kirchen, sondern auch auf öffentlichen Strassen, lehrte den Katechismus, und ermahnte die Leute zu einem frommen und bußfertigen Wandel. Seine Gefährten vereinigten ihre Bemühungen mit den seinigen, und gewannen dadurch die Gunst des Pabsts in einem hohen Grad.

Paul der III. der nothwendig einsehen muste, daß der päbstliche Thron, izt sehr zu wanken beginne, und daß Loyola und seine Gehülfen ihm nicht geringe Dienste leisten würden, konfirmirte diese Gesellschaft durch eine Bulle vom Jahr 1540. auf welche in den nachfolgenden Jahren mehrere Konfirmationsbullen folgten, biß der Orden endlich im Jahr 1564. dieienige Gestalt bekam, die er bis zu seiner endlichen Aufhebung beibehielt.

Das Hauptfach der Jesuiten waren die Missionen, in welchen sie dem Pabste einen unbedingten Gehorsam zusagten, er möge sie auch in die entferntesten Gegenden schicken. Aber durch eben die Missionen bekamen sie Gelegenheit, die Handelschaft mit

dem

dem Bekehrungsgeschäfte zu verbinden, ihren Orden zu bereichern, und in Paraguai einen eigenen Staat zu errichten. Ueberhaupt machten sie die Vertheidigung des römischen, durch das tridentinische Concilium bestimmten Systems der Glaubenslehre zu ihrem Hauptgeschäfte, und man muß gestehen, daß sie sich dasselbe äuserst angelegen seyn liessen, ob sie sich gleich, zumal in dem Tone, den sie im siebzehnten Jahrhundert annahmen, nicht viel Ehre damit erwarben. Doch gab es wieder andre unter ihnen, die es weit feiner, und ganz von ferne her, wie z. B. der Pater Hardouin mit seinem Skepticismus in der Chronologie und Litteratur, anfiengen: aber auch diese ihre geheimen Absichten wurden entdekt, und vereitelt.

Der Plan dieser Schrift erlaubt mir nicht, die Konstitutionen des Jesuiterordens, so, wie sie uns bekannt geworden sind, auch nur die hauptsächlichsten, wörtlich anzuführen. Ausser den eben angeführten Verpflichtungen enthalten sie weiter nichts, als eine Wiederholung des tridentinischen Glaubensbebekenntnisses und andre Gelübde, welche sie mit den übrigen Mönchsorden gemein haben, z. B. Gehorsam gegen die Vorgesezten ꝛc. ꝛc. Ob alle die geheimen Konstitutionen des Ordens, welche von ihren Gegnern ans Licht gezogen wurden, ächt sind und wirklich von ihnen sich herschreiben, kann ich hier nicht untersuchen. So viel läßt sich aber mit Gewisheit sagen, daß bei aller der Unterwürfigkeit des Ordens gegen den Pabst, die geheimen Ordres des Generals doch den päbstlichen Befehlen vorgezogen,

zogen, und genau befolgt werden musten. Denn der Orden wurde von seiner ersten Entstehung an durch einen General dirigirt, welchem bei der weitern Vermehrung und Ausbreitung des Ordens Provinziale untergeordnet wurden, welche auf die ihnen untergebene Kollegien, (so nannten sie ihre Klöster) und überhaupt auf das Interesse des Ordens ein wachsames Auge haben, und alles an den General einberichten musten. Der General residirte allezeit zu Rom, und erkannte niemand, als den Pabst, über sich. Der Vorsteher eines Jesuiterkollegiums wurde Rektor genannt.

Da die meisten Mönchsorden sich bisher die Gelehrsamkeit nicht sehr hatten angelegen seyn lassen, so schlugen die Jesuiten einen andern Weg ein. Sie studierten streng und fleissig, brachten es in vielen Wissenschaften, besonders in den philologischen und mathematischen Kenntnissen — in andern, z. B. in Philosophie und Geschichte sind sie nicht die besten Gewährmänner — sehr weit, und gaben sich viel mit dem Unterricht der Jugend ab. Hierdurch erlangten sie das unbegränzte Zutrauen und die vollkommenste Hochachtung der katholischen Nationen, den Zutritt an die Höfe der Grossen, die Ehre zu Beichtvätern und Gewissensräthen derselben ernannt zu werden, und einen mächtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten von Europa. Der Orden wurde der zahlreichste und mächtigste in der Welt.

Einer so hochemporgestiegenen Gesellschaft, konnte es, da die tägliche Erfahrung lehrt, daß kein Mensch, auch nur bei einem mässigen Glük, von

Neidern und Feinden unangetastet bleibt, an solchen keinesweges fehlen, zumal, da sie durch ihr Betragen sich Feinde erwecken musten. Ihre ewige Polemik und Kontrovers mit den Protestanten, gegen welche sie bald mit einer ganz unverantwortlichen Unbescheidenheit und Unverschämtheit, bald mit recht hämischen Tücken zu Felde zogen, muste sie bei diesen äuserst verhaßt machen. Bei ihren eignen Glaubensgenossen machten sie sich dadurch verhaßt, daß sie sich allenthalben, wo nur einige Vortheile für sie einzuernten waren, zudrängten, und allenthalben den Ton angeben wollten. Es kamen daher eine Menge von Schriften heraus, in welchem die Jesuiten auf das gehässigste geschildert wurden. Man bemühte sich, skandaleuse Geschichten einzelner Mitglieder aufzubringen und in die Welt zu schreiben, wie z. B. dem Beichtvater des Königs Ludwigs des XIV. in Frankreich, la Chaise, dem berühmten geistlichen Redner Bourdaloue und andern widerfuhr. Man untersuchte ihre Sittenlehre, und fand gefährliche Grundsätze darinnen, besonders den so bekannten Probabilismus. *) Pabst Innocenz der X. verdammte auch im

*) Sie machten nämlich einen Unterschied zwischen der That selbst, und der Intention oder Meinung, Absicht, in welcher die That begangen wird. Muß nun, wenn eine That beurtheilt werden soll, diese Distinktion beobachtet und auf die Intention besonders Rüksicht genommen werden, so ist es probabel, (erweißlich,) daß auch die böseste That in einer guten, oder doch in keiner schlimmen Absicht ausgeübt werden könne. — Meine Leser mögen diesen herrlichen moralischen Grundsaz selbst prüfen.

im Jahr 1679. 65 Sätze, welche sie gelehrt hatten, und welche sich hauptsächlich auf diesen Probabilismus bezogen. *) Man beschuldigte sie, daß sie an der Ermordung König Heinrichs des IV. von Frankreich, und an der bekannten Pulververschwörung in England Antheil gehabt hätten, und sie konnten sich leider nicht hinlänglich gegen diese Beschuldigungen rechtfertigen. Noch unläugbarer ist es, daß sie an der im Jahr 1758. ausgebrochenen Verschwörung gegen den König von Portugall, und an den Aufruhr zu Madrid, 1766. wirklichen Antheil hatten. Dergleichen Geschichten machten, daß sie aus verschiednen Staaten, wo sie sonst eine sehr wichtige Rolle gespielt hatten, verwiesen wurden. Ihr Missionshandel in Paraguai, und ihr Handel in Frankreich, wobei der Pater la Valette einen Bankerut von drei Millionen Livres machte, trugen auch vieles bei, daß man ernstlich darauf dachte sie zu stürzen. Endlich hob der Pabst Clemens der XIV. auf das ernstliche Ansuchen verschiedner Höfe den Orden im Jahr 1773. durch ein Suppressionsbreve auf, wodurch wenigstens die Ordensverfassung, wie sie bisher gewesen, vernichtet und zerstört wurde **)

Die

*) Die vornehmsten dieser Sätze sind angezeigt bei Roos, B. II. p. 486. sqq

**) Ob dieser todt scheinende Körper „sagt Herr Roos, „nicht biß izt noch einiges Leben habe — ist ein Problem, daß die Zukunft aufklären wird.„ B. II. p. 488. Anm.

Die Geschichte des Jesuiterordens hat viele Gelehrte, partheiische und unpartheiische, beschäftigt *), und die wider dieselben herausgekommenen Schriften, welche bei der durch die Aufhebung des Ordens verursachten Gährung mit ansehnlichen Beiträgen vermehrt worden sind, machen eine kleine Bibliothek aus. Die Schriften der Mitglieder des Ordens aber formiren eine beträchtliche Bibliothek, und sind, wenn man ihre Theologie und Philosophie ausnimmt, grossentheils von nicht geringer Brauchbarkeit. Dieser Eifer, das Reich der Wissenschaften zu erweitern, erwarb den Vätern auch bei Gelehrten von gegenseitigen Religionsparteien Achtung und Beifall, und manche darunter beklagen noch immer das Schicksal, das den Orden traf, und tadeln das Verfahren Klemens des XIV. Man muß aber wirklich sehr für die Jesuiten eingenommen seyn, wenn man diesen Tadel gegründet finden will. Denn ob es gleich nicht geläugnet werden kann, daß der Orden besonders im Reich der Wissenschaften viel Gutes stiftete, so ist doch die Frage, ob um dieses Gute zu stiften, eben der Jesuiterorden, und für die fernere Ausbreitung der Wissenschaften die Fortdauer desselben nothwendig war, und ob nicht das Böse, das die Gesellschaft auf der andern Seite wirkte, den Nutzen, den sie stiftete, weit überwiege — eine Untersuchung die schwerlich vortheilhaft für sie ausfallen dürfte. Ueber dieses handelte auch Klemens der XIV. nichts weniger als ganz eigenmächtig:

warum

*) Die vorzüglichsten sind angezeigt bei Salig, Hist. der augsb. Conf. B. II. K. II. — IV. Roos, B. II. p. 485.

warum sollte man ihn nun wegen einer Handlung tadeln, die mehr eine Folge des Misfallens, das sich die Jesuiten an verschiedenen mächtigen Höfen verdient hatten, als seines eignen freien Entschlusses war? Endlich kommt es wirklich äuserst paradox heraus, wenn ein Protestant den Apologeten des Jesuiterordens macht, da doch nichts entschiedner ist, als daß dieser Orden seit seiner Entstehung nichts so eifrig gesucht hat, als die gänzliche Unterdrückung der evangelischen Lehre.

Ignaz Loyola starb als der erste General des Ordens im Jahr 1556, und wurde endlich im Jahr 1622. vom Pabst Gregor dem XV. für einen Heiligen erklärt. Aus seinem Charakter, dessen Hauptzüge wir dargestellet haben, erhellet, daß er nicht die Absicht hatte, den Grund zu iener ungeheuern Grösse zu legen die der Orden nachmals erreichte. Uebertriebne Absicht, und Eifer für den römischen Stul waren wol die einzigen Beweggründe, welche ihn zu diesem Unternehmen bestimmten. Nach ihm gelangten Männer zum Generalat, welche weiter sahen, und glaubten, daß das Predigen und die Bußübungen eben nicht die einzigen Beschäftigungen für sie wären. Durch die scheinbare Treue und Ergebenheit, die sie gegen die Päbste, und durch den Eifer, den sie bei ihren Missionen bewiesen — worüber verschiedne von ihnen die Märtirerkrone erlangten — hintergiengen sie sogar die Päbste, daß diese ihnen einen Vorzug nach dem andern einräumten, und den Geist der Intrigue, der sich einmal in dem Orden festgesezt hatte, nährten,

statt ihn einzuschränken. Inzwischen waren sie wirklich, zumal wenn es nicht auf ihr Privatinteresse ankam, starke Stützen und wirksame Vertheidiger der päbstlichen Hoheit.

Wir kommen nunmehr auf den in der deutschen Kirchengeschichte sehr merkwürdigen Reichstag, welcher im Jahr 1541. zu **Regensburg** eröfnet wurde. Alles wurde izt aufmerksam, weil man allgemein glaubte, die Schlüsse dieses Reichstags würden über Einigkeit oder Uneinigkeit, über Religionsvereinigung oder Religionskrieg in Deutschland endlich entscheiden. Der Kaiser und der römische König bemüheten sich eifrig, den protestirenden Ständen die hellesten Aussichten zu zeigen. Neigung zum Frieden und zur endlichen Vereinigung war fast immer das dritte Wort. Sie wünschten nichts so sehr, als daß die Fürsten zahlreich, und zwar in Person erscheinen möchten, damit an der Vergleichung der dissentirenden Parteien desto wirksamer könnte gearbeitet werden. Sie machten die beste Hofnung zur Abstellung aller bisherigen Beschwerden, und viele deutsche Stände versprachen sich von den Berathschlagungen einer Reichsversammlung die mit so gütigen Aeusserungen eröfnet wurde, den besten Erfolg.

Indessen liessen sich doch nicht alle in diesen angenehmen Traum einwiegen, und es erschienen weniger weltliche Fürsten, als man gehoft hatte; die höhern Geistlichen hingegen fanden sich sehr zahlreich ein. Es war nicht das erstemal daß gütige und friedensliebende Aeusserungen von Seiten des Kaisers, des Pabsts und der römischkatholischen Partei ohne Erfolg

folg waren. Man hatte von dieser Seite es allemal so einzuleiten gewußt, daß man, wenn die eigentlichen Absichten, die man dabei hegte, nicht erreicht werden konnten, die Schuld der fruchtlos abgelaufenen Traktaten den Protestanten in den Busen schob; und nach dieser Methode durfte man schon iene Aeusserungen wiederholen, ohne sich deswegen, wie man glaubte und behauptete, Vorwürfen blos zu stellen, wenn die Sache, wie gewöhnlich, ein Ende nähme. Die Plane, welche man angelegt hatte, waren noch nicht recht reif: man trug es also auf dießmal recht geflissentlich darauf an, durch ein, wie es scheinen sollte, äusserst friedfertiges Betragen die Protestanten zu trennen, und ihre Partei zu schwächen. Denn vielleicht konnten einige gewonnen, und bewogen werden, in solchen Punkten nachzugeben, welche sich andre durchaus nicht nehmen liessen; und dieses muste nothwendig Trennungen unter ihnen selbst bewirken. Denen, welche nichts nachgeben würden, konnte man dann mit noch größerer Dreistigkeit, als bisher, den Vorwurf machen, daß alle friedliche Vorschläge bei ihnen keinen Eingang hätten finden können. Andere Umstände, welche es nothwendig machten, daß man noch immer mit der Strenge zurückhalten, und Zeit zu gewinnen suchen muste, nicht zu gedenken.

Es äuserte sich bald, was man von der so gepriesenen Thätigkeit im Vereinigungswerke Ersprießliches zu hoffen hätte. Es erschien auf diesem Reichstag ein päbstlicher Legat, der Kardinal Contareni,

 einer

einer der gelehrtesten Månner der damaligen Zeiten, aber — und was konnte er als Kardinal, und Legat des påbstlichen Stuls auch anders seyn? — ein eifriger Verfechter des påbstlichen Ansehens in Glaubenssachen. Es wird erzåhlt, daß er unter andern den Auftrag gehabt, die protestirenden Fürsten, wo möglich, wiewol in gröster Geheim, mit Geld zu gewinnen, in der streitigen Sache der Lehre aber nichts nachzugeben. Der Kardinal muste bald einsehen, daß er auf diese Weise wenig ausrichten würde: man brachte ein abermaliges Religionsgespråch in Vorschlag, wozu auch sofort die Collocutoren ernennet wurden. Diesen Månnern wurde eine auf Befehl des Kaisers verfaßte Schrift — das erste Interim, dessen bereits im vierten Båndchen Erwåhnung geschehen ist — überreicht. Diese Schrift sollte eigentlich die Formel eines Lehrbegrifs seyn, welcher, bis zur Entscheidung des Conciliums in der deutschen Kirche allgemein beobachtet werden sollte. Wir können diese Schrift, Weitlåuftigkeit zu vermeiden, hier nicht, auch nicht im Auszuge anführen; sondern bemerken blos, daß die Absicht sie den Evangelischen aufzudringen, eine Unbilligkeit war, und daß es diesen, wenn sie sich zur Annahme bequemt håtten, nicht allein nicht nützlich, sondern vielmehr åuserst schådlich und gefåhrlich gewesen wåre. Das, was die Katholiken nachgaben *) betraf nicht allein sehr unwichtige Dinge, sondern der Vortrag dieser Dinge war noch dazu auf Schrauben gestellt,

*) Nachgeben zu wollen vorgaben.

stellt, und so zweideutig, als möglich, abgefaßt. *) Hintennach wurden diese Artikel, weil sie ganz gleichgültige, und willkührliche Dinge zu Gegenständen hätten, noch gar für unverbindlich erklärt, das ist, die katholischen Fürsten und Herren konnten es, auch nach allgemein angenommenen Interim, in ihren Staaten damit halten, wie sie eben wollten. Hingegen betrafen die Punkte, in welchen die Protestanten nachgeben sollten nichts weniger als gleichgültige Dinge, zum wenigsten keine, die ihnen gleichgültig seyn durften, weil sie dadurch an ihrer so feierlich übergebenen, und bisher mit so vieler Gefahr vertheidigten augsburgischen Konfession hätten zu Verräthern werden, sich selbst widersprechen, und eine Art von Widerruf ablegen müssen. Auf dieses freute man sich im Voraus: denn hätten sie sich bereden lassen diesen Schritt zu thun, so hätte die Gegenpartei das Spiel gewonnen gehabt. Denn die Protestanten sollten die Artickel des Interims, die für die Katholiken unverbindlich waren, binden, das ist, sie sollten heilig und unverbrüch-

*) Z. B. Die Priesterehe sei ein Mittelding. (adiaphoron.) Der griechische Terminus bedeutet eine Sache, die in eines ieden Willkühr steht, die ieder thun oder lassen, ieder, der befehlen oder verbieten kan, befehlen oder verbieten darf, ie nachdem es ihm beliebt. — Und was sagte man denn nach dem Tridentinischen Concilium — welches in der Religionssache schlechterdings keines entscheidenden Ausspruchs fähig war — in der römischen Kirche über die Ehe der Priester? War sie noch ein Adiaphoron? — Doch ich habe diese Anmerkung nicht der Priesterehe wegen gemacht, sondern dem Sprüchlein zu Ehren: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm.

brüchlich von ihnen gehalten werden, so lange, biß ein Concilium, wie es der Pabst, der es unmöglich gut mit ihnen meinen konnte, anordnen würde: ein Concilium, von welchem sie keine andern, als höchst parteiische Aussprüche zu erwarten hatten, und dem sie sich weder unterwerfen konnten noch wollten, die Sache würde entschieden haben.

Aus dieser kurzen aber treffenden Schilderung des regensburger Interims, welche — obgleich nicht in dem eingeschränkten Raum dieser Schrift — mit hinlänglichen Beweisen belegt werden kann, können sich meine Leser eher einen Begrif von demselbigen machen, als aus den Formeln selbst, die nur der durchschaut, der den Geist der Intrigue kennt, und der dann, wenn er alles durchschaut hat, gewiß gestehen muß, daß den Verfassern dieses Interims — denn von den nachherigen Interimsverfassern, welche durch sie zu sündigen veranlaßt wurden, rede ich hier nicht — kein anderer als der Geist der Lügen und des Betrugs diesen verfänglichen und äuserst gefährlichen Aufsaz in die Feder diktirt habe.

Bei dem allen liessen sich doch die evangelischlutherischen Kollocutoren, unter welchen sich Melanchthon befand, mit ihren Gegnern in Unterredung über die vorgeschlagne Interimsformel ein, und man verglich sich sogar über einige Punkte derselben. Melanchthons schüchterne, friedeliebende Nachgiebigkeit ist bereits erwähnt worden. Diesesmal aber konnte man ihn eben nicht beschuldigen, daß er die Nachgiebigkeit zu weit getrieben, oder der augsburgischen Konfession zu viel vergeben habe; denn er prüfte die

in

in der Interimsformel von den Gegnern angenommene Vergleichungsmethode genau, und machte gleich anfangs die Bemerkung, daß sie unrichtige, blos scheinbare oder geschminkte Vergleichungen (fucosas conciliationes) enthielte. Er widersprach ihnen auch in gewissen Punkten so lebhaft, daß er sich das Misfallen des Kaisers in einem hohen Grad dadurch zuzog. Der Kurfürst von Sachsen, und Luther wollten durchaus von keinem Interim etwas hören, und der erstere befahl seinen Theologen, sich genau an die augsburgische Konfession zu halten. Luther urtheilte ganz richtig, daß das Interim die getrennten Religionsparteien nur noch uneiniger mache. Und in der That, man muß sich wundern, wie sich so gelehrte und einsichtsvolle Männer, wie die evangelischlutherischen Theologen waren, nur an eine Disputation über eine Interimsformel denken konnten. Denn nach allen vernünftigen Begriffen von einer ächten Gottesverehrung läßt sich wol nichts Ungereimters denken, als ein Interimsglaube (interreligio.) Nur derjenige, der ob dem herrlichen Grundsaz, daß man alles glauben, blindlings glauben müsse, was die Kirche zu glauben befiehlt, steif und fest hält, kan eine solche Art der Gottesverehrung im Vorschlag bringen, und auser ihm kan sie nur der genehmigen, dem alles gleichgültig ist, was er glauben soll, und der dann gemeiniglich, wenig oder gar nichts davon glaubt. — Aber was thut der Eigennuz nicht, wenn sein Interesse leidet, und was bringt die Staatsklugheit nicht in Vorschlag, wenn sie eine geheime Absicht errei-

 chen

chen will? Es galt izt den Einkünften der Klöster und den Bäuchen der Mönche: man muste also alle Kräfte anwenden, wofern es ia unmöglich wäre, die Restitution der bereits eingezogenen Beneficien an ihre alten Besizer zu erhalten, doch wenigstens die noch übrigen, für welche man das nämliche Schiksal befürchtete, dagegen zu sichern.

Die Disputation nahm demnach nicht das erwünschte Ende. Der Kurfürst von Sachsen, der das Interim schlechterdings verwarf, war nicht zu bewegen, daß er den Reichstag in Person besucht hätte, so stark man auch dieserwegen in ihm sezte. Der Landgraf von Hessen, der überhaupt ein grosser Freund von Unionsproiekten und Unterhandlungen war, hatte sich zwar in Person eingefunden, und sich dem Kaiser äuserst ergeben bezeugt, allein seine Gegenwart war dennoch nicht vermögend, einen guten Erfolg des Colloquiums zu befördern. Die Nachrichten, daß er viele Neigung für dergleichen Geschäfte hege, welche der Kurfürst von Zeit zu Zeit erhielt, vermehrten die Unzufriedenheit desselben, und das Mistrauen, das er schon seit einiger Zeit gegen den Landgrafen hegte, aus Gründen, die wir bereits angeführt haben; und nährten die zwischen beiden Fürsten zum Nachtheil des schmalkaldischen Bündnisses entstandene Disharmonie. Man kan aus dem damaligen Briefwechsel des Kurfürsten von Sachsen mit Luthern ziemlichermassen ersehen, daß Luther das nämliche Mistrauen gegen den Landgrafen hegte, und seinen Herrn öfters, nicht in ganz bestimmten Ausdrücken, warnte, und demselben an-

rieth,

rieth, daß er auf seiner Hut seyn möchte. Allein hierinnen that man den Landgrafen wirklich zu viel. Es ist hinlänglich dargethan, daß er zu keiner Zeit gegen seine Bundsgenossen treulos gehandelt habe. Nur darinn fehlte er, daß er den Vereinigungsvorschlägen der Gegenpartei zu viel Gehör gab, und die darunter verborgen liegenden geheimen Absichten entweder wirklich nicht ahndete, oder nicht ahnden wollte. Der Vorwurf den die Katholiken den Protestanten machten, daß sie in der Lehre selbst nicht untereinander einnig seien, war ihm unleidlich: und daher kam sein beständiges Streben nach einer allgemeinen Vereinigung. Daher hatte er sich so viele vergebliche Mühe gemacht, die augsburgische und schweizerische Konfession der evangelischen Lehre zu vereinigen; und daher geschahe es auch, daß wenn die Gegenpartei auf eine Unterredung in Religionssachen antrug, er immer einer der ersten war, der solche Vorschläge billigte, ob man gleich aus den vorherigen Erfahrungen, aus dem ganzen Betragen der Gegenpartei, und überhaupt aus allen Umständen die Richtigkeit solcher Verhandlungen ganz getrost vorher sagen konnte.

Luther widersezte sich dem Interimsglauben mit vieler Standhaftigkeit, und die Disputation zerschlug sich wieder, zu des Kaisers nicht geringem Misfallen. Luther führte in seinen ihm mehrmalen abgeforderten Gutachten die stärksten Gründe an, warum man sich von evangelischer Seite gar nicht mit diesem Geschäfte abgeben sollte. An eine Reformation der Klerisei durfte gar nicht gedacht werden;

denn

denn selbst der Kaiser äuserte, daß man mit dieser schlechterdings nicht anfangen, sondern erst nach Ausgleichung der streitigen Religionspunkte dazu schreiten könne. Der päbstliche Bothschafter würde zu allen diesfallsigen Konferenzen gezogen, und nichts ohne seine Beistimmung beschlossen, ein Umstand der den Protestanten gewiß nicht günstig war. Ohngeachtet man sich der zu Worms übergebenen Beschwerden der deutschen Fürsten gegen den römischen Hof noch gar wol erinnern muste, stellte man sich doch als ob man gar nicht wüßte, worüber eigentlich Beschwerde geführt würde, und forderte von den protestirenden Fürsten ein neues Register der Misbräuche, deren Abstellung sie verlangten — ein klarer Beweiß, daß man nichts suche, als sie zu äffen, und zu einem ganz andern Verfahren gegen sie Zeit zu gewinnen. Auch konnte man im Grunde nicht sagen, daß man sich über einige Artickel verglichen habe. Denn waren auch gleich die Collocutoren über einen oder den andern Punkt einig geworden, so waren es doch die uneinigen Parteien noch lange nicht. Die Römischgesinnten wollten zwar, daß die Protestanten nachgiebiger seyn, und sich wieder mit ihnen vereinigen sollten: sie selbsten aber gedachten nicht im Geringsten von ihrem alten Glauben zu weichen, und der Kaiser billigte diesen Vorsaz, indem er die sogenannten verglichenen Artickel für unverbindlich für die Katholiken erklärte. Belangend die protestirenden Stände, so wollten sich die wenigsten zum Interim verstehen, und die Nachgiebigkeit dieser Wenigen kann kein Vergleich genennt

nennt werden, da die Unterhandlungen nicht ordentlich geschlossen, sondern unterbrochen wurden. Und am Ende sollte noch erst der heilige Vater zu Rom und das Concilium — unter seiner Direktion gehalten — über das ganze Geschäfte entscheiden.

Der Reichstagsabschied fiel nun dahin aus, daß die angefangenen Unterhandlungen auf eine allgemeine Kirchenversammlung, oder auf ein Nationalconcilium, oder auf einem anderweitigen Reichstag ausgesezt werden sollten. Er enthielt ausserdem viel Nachtheiliges für die Protestanten. Dahin gehört insonderheit der angeführte Punkt von der Unverbindlichkeit der sogenannten verglichenen Artickel, ingleichen der Befehl, daß die Stände augsburgischer Konfession bis zur endlichen Vergleichung nicht über und wider diese Artickel schreiten sollten. Vom nürnbergischen Frieden wurde gesagt, daß er aus nothbedrängten Ursachen habe errichtet werden müssen.

Da die protestirenden Stände auch diesen Abschied nicht genehmigen konnten, so erklärte der Kaiser die meisten der Punkte derselben bestimmter in einer besondern Declaration, welche günstiger ausfiel. Nach derselben sollten zwar die verglichenen Artickel nicht überschritten werden, doch aber die Erklärung derselben den evangelischen Theologen überlassen seyn. Sifter und Klöster sollten, iedoch der Reformation unbeschadet, unzerbrochen und unabgethan bleiben. Die augsburgischen Konfessionsverwandten sollten keinen Unterthan Catholischer Stände zu ihrem Glaubensbekenntniß überreden oder verleiten: denenieni-

gen

gen aber, die solches freiwillig annehmen würden, bleibe es unbenommen. Die Kammergerichtsprocesse in Religionssachen wurden suspendirt, und zu einer nächst vorzunehmenden Visitation und besserer Einrichtung dieses Reichsgerichts Hofnung gemacht, auch in einigen andern Punkten dem Verlangen der protestirenden Stände gewillfahret.

Diese günstigere Deklaration wirkte endlich, daß sie sich bereitwillig finden liessen, dem Kaiser die verlangte Türkenhülfe zu leisten. Der päbstliche Bothschafter und einige römischgesinnte geistliche und weltliche Fürsten waren zwar sehr unzufrieden damit, und tadelten den Kaiser, daß er seinem Ansehen durch diese scheinbare Nachgiebigkeit und Gelindigkeit zu viel vergäbe. Allein was war zu thun? Die nothbedrängten Ursachen, aus welchen der nürnbergische Religionsfriede war errichtet worden, waren izt wieder vorhanden; ein Türkenkrieg war unvermeidlich; mit Frankreich hatte Karl der V. abermalige Irrungen; er muste sich schon gegen die evangelischen Stände gefällig erweisen.

Bey allen diesen umständlichen Unterhandlungen und anscheinenden Eifer im Vergleichsgeschäfte, grif doch das bereits angeglommene Feuer immer weiter um sich, obschon im Verborgenen. Die Reformation erweiterte ihre Gränzen im deutschen Reich immer mehr und mehr, troz allen Bemühungen der Gegner sie einzuschränken. Diese widersezten sich denn auch der Ausbreitung derselben, nach Maaßgabe des Vermögens daß sie zur Erreichung dieser Absicht besassen. Der Herzog Heinrich von Braun-

schweig war insbesondere einer der abgesagtesten Feinde der evangelischen Lehre, und strengte alle seine Kräfte an, dieselbe zu verfolgen und zu unterdrücken. Was das leztere anbelangt so mußte es freilich bei dem Willen sein Bewenden haben, denn er war nicht der Mann, der es für sich mit dem schmalkaldischen Bunde aufnehmen konnte: die erstere Absicht aber erreichte er ziemlichermassen, und ließ sich keine Betrachtung, daß er dadurch seine Staaten und seine Person in Gefahr sezte, davon zurückschrecken. Ja es fehlte nicht viel, daß er sich, da er nachmals beide unangenehme Folgen empfinden muste, nicht gar für einen Märtirer des Christenthums hielt, da ihn doch die schmalkaldischen Bundesverwandten ganz gewiß würden in Ruhe gelassen haben, wenn sie nicht durch sein äuserst feindseliges Betragen gereizt und fast gezwungen worden wären, sich, nach mehrern fruchtlosen Abmahnungen endlich eines so beharrlichen Feindes zu entledigen und ihn, der nichts eifriger suchte, als ihnen zu schaden, ausser Thätigkeit zu sezen.

Wir haben die Geschichte dieser Händel bereits an gehörigen Orte eingerükt. Wir kommen izt auf eine gleichzeitige Begebenheit, die wir diesem Theile aufbewahrt haben, weil sie zur Geschichte der Veränderungen in der sächsischen Kirchenverfassung gehört. Es war nämlich das Bißthum Naumburg, dessen Schuzherren die Kurfürsten von Sachsen sind, durch den Tod des bisherigen Bischofs, Philipps, eines gebornen Pfalzgrafen am Rhein, erledigt wor-

worden. *) Als der Kurfürst von Sachsen diesen Todesfall in Erfahrung brachte, und voraus sah, daß das Kapitel, welches aus leicht einzusehenden Beweggründen der Reformation eben nicht geneigt war, keinen Bischof wählen würde, der diese begünstigte, so faßte er den Entschluß, ein altes Recht der Herzoge in Sachsen, kraft dessen ihre Einwilligung zur Wahl eines neuen Bischofs, wenn sie gültig seyn sollte, unumgänglich erfordert wurde, zu behaupten. Er schickte zu dem Ende eine Gesandschaft an das Domkapitel zu Naumburg, und ließ demselben fordersamst sein Misfallen bezeugen, daß sie ihm den Tod des gewesenen Bischofs verhehlt hätten — denn das hatten sie gethan — und dann ihnen zu bedeuten, daß sie ohne Einwilligung des Kurfürsten keinen neuen Bischof wählen sollten. Im Fall aber, daß bereits eine Wahl vorgenommen worden wäre, hatten die Gesandten Befehl, dagegen zu protestiren.

Das Kapitel hatte die Wahl auch wirklich vorgenommen, und verhehlte sie zwar den kurfürstlichen Gesandten nicht, doch ohne den Neugewählten nahmhaft zu machen, und unter verschiednen Entschuldigungen. Sie wandten nämlich vor, daß sie den Tod ihres Bischofs an den Kurfürsten, der sich damals zu Altenburg befand, einberichtet hätten, der Bote sei aber, weil er den Kurfürsten nicht angetroffen, mit ihrem Schreiben zurückgekommen. Nun hätten sie in Hinsicht auf die dermaligen gefährlichen Zeiten mit der Wahl eines neuen Bischofs nicht verziehen können;

*) A. C. 1541. 6 Jan.

können; sie hätten sich aber bereits deswegen in einem abermaligen Schreiben an den Kurfürsten entschuldigt. — Die Gesandten befolgten hierauf den lezten Punkt ihrer Instruktion, und protestirten förmlich gegen die feierliche Präsentation des neuen Bischofs, ehe die Wahl desselben von dem Kurfürsten genehmigt seyn würde. — Sie erfuhren auch, daß der neugewählte Bischof, dessen Name ihnen verschwiegen wurde, Julius Pflug sei.

Dieser Julius Pflug war ein sächsischer Edelmann, von guten Geschlechte. Er war bisher Domherr zu Naumburg und Probst zu Zeiz gewesen, und behauptete eine ansehnliche Stelle in der Gelehrtenrepublik seiner Zeit. Bei allen seinen Einsichten aber war er ein Sklave seines Eigennuzes und aus diesem Grunde ein eifriger Papist, der der Reformation bisher als Domherr und Probst entgegengearbeitet hatte, wo er konnte. Daher war es dem Kurfürsten äuserst misfällig zu vernehmen, daß das Domkapitel zu Naumburg diesen Mann zum Bischof gewählt hatte. In einem in dieser Sache an dasselbe abgelassenen Schreiben gestand er zwar, daß Pflug sowol in Ansehung seiner Herkunft als seiner gelehrten Verdienste der bischöflichen Würde allerdings fähig sei: da aber seine Gesinnungen gegen die evangelische Lehre bekannt genug wären, indem er sie, wo er könne, offenbar verfolge und bestreite, so hätte das Kapitel niemand wählen können, der ihm misfälliger und der Reformation schädlicher sei, als eben Pflugen: er würde also dessen Wahl nimmermehr bewilligen.

Das Kapitel suchte hierauf den Kurfürsten durch Vorstellungen zu gewinnen, welche aber sehr wenig bei demselben vermochten, weil sie sich einzig und allein auf Pflugens angeführte gute Eigenschaften bezogen, welche dem Kurfürsten bereits bekannt waren, und eigentlich einen Beweggrund mehr abgaben, aus welchem dieser die Wahl verwarf, weil er voraus sah, daß Pflugens Gelehrsamkeit und Staatsklugheit, so wie derselbe Gebrauch davon machte, zu nichts dienen würde, als ihm und andern Fürsten augsburgischer Konfession Verdruß zu machen. Daher fuhr er fort sich der Wahl zu widersezen, und äuserte gegen das Kapitel: „er könne das Geschehene keineswegs billigen; würde sich aber das Kapitel einen Bischof wählen, der friedliebender, und der reinen Lehre geneigter sei, so wollte er dasselbige bei seinen Rechten allezeit schüzen und erhalten.„

Nun muste sich Pflug und die Domherrn die ihn gewählt hatten, nach mächtigerer Unterstüzung umsehen. Diese erhielten sie auch, denn der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog Moriz von Sachsen, und der Landgraf von Hessen verwendeten sich für Pflugen bei dem Kurfürsten, und endlich erhielt derselbe sogar ein kaiserliches Schreiben, worinn ihm bedeutet wurde, Pflugen, als einen rechtmässig erwählten Bischof nicht zu hindern, daß er sein Bisthum, als zum Reich gehörig, im Besiz nehmen könne. Aber der Kurfürst blieb standhaft. Er gab den intercedirenden Fürsten die nämliche Antwort, die er dem Domkapitel gegeben hatte, und gegen das kaiserliche Schreiben entschuldigte er sich damit,

daß

daß er den Hoheitsrechten seines Hauses nichts vergeben könne.

Er gestattete auch Pflugs Erhebung nicht, Zwar that er dem Kapitel anfangs gütliche Vorschläge. Sie sollten entweder einen fähigen und ihm angenehmern Kanonikus aus ihrem Mittel, oder den Fürsten **Georg** von **Anhalt** zu wählen. Da sie aber beides nicht wollten, so betrieb er die Sache mit Beirath seiner Gelehrten, ernstlich, und gab dem Stift Naumburg selbst einen Bischof. Dieser Bischof, **Nikolaus** von **Amsdorf**, gab Pflugen weder an Abkunft, noch an Gelehrsamkeit etwas nach, und war anfänglich Domherr an der Stiftskirche zu Wittenberg, nachher aber Superintendent zu Magdeburg gewesen. Er ließ sich nicht sogleich geneigt finden die bischöfliche Würde anzunehmen. Endlich aber, nachdem der Kurfürst mit den Ständen des Stifts Naumburg alles ausgemacht hatte, wurde er mit den nach dem Gutachten evangelischer Theologen erforderlichen Feierlichkeiten zum Bischof von Naumburg eingeweiht. Luther, der bei diesem Introduktionsaktus zugegen war, und denselben mit verrichten half, rechtfertigte ihn in einer besondern Schrift, *) worinnen er sich unter andern der Worte bedient: „Wenn schon kein Chrisam noch Weihrauch gebraucht worden, so sind doch andre Bischöfe und Pfarrherrn dabei gewesen, die mit und neben mir Amsdorfen die Hände aufgelegt, und dieses nach

 alten

*) Exempel, einen christlichen Bischof zu weihen, D. M. L. So geschehen zu Naumburg 1542, den 2 Januar. Roos, B. II, p. 574. 576.

alten Brauch der Kirche: wie denn die alten Canones lehren, daß man einen Bischof weihen sollte, mit Zuthun der nächsten Städte Bischöfe: auch hat sich die Kirche und das Volk, und über diß die Landesfürsten und Schuzherrn selbst persönlich dabei eingefunden.„

Dem neuen Bischof wurden weit geringere Einkünfte angewiesen, als seine Vorfahrer bezogen hatten: und das Uebrige wurde zu Stiftungen für Kirchen und Schulen verwendet. Es wurde ihm auch von dem Kurfürsten ein Stiftshauptmann zugegeben, der in des Bischofs Namen die weltlichen Geschäfte verwalten sollte. Man sagt, der Kurfürst sei schon damals Willens gewesen, die bischöfliche Würde ganz aufzuheben; es wären aber wichtige Gründe vorhanden gewesen, aus welchen sich dieses noch nicht thun ließ und daher wäre es ihm von den Erfahrensten seiner Räthe widerrathen worden. — Aber auch schon dieses Verfahren des Kurfürsten nahm der Kaiser äuserst ungnädig auf, und es muste nachmals, da er in die unglückliche Gefangenschaft gerieth, eine der hauptsächlichsten Beschuldigungen werden, welche der Kaiser anführte, um sein Verfahren gegen den Kurfürsten und andre besiegte Glieder des schmalkaldischen Bundes zu entschuldigen und zu rechtfertigen.

Ein abermaliger Reichstag zu Speier *) war eben so wenig, als die vormaligen, vermögend, heitere Aussichten in eine bald herzustellende völlige Ruhe im deutschen Reich zu eröfnen. Zwar gab sich der König

*) A. C. 1542.

nig Ferdinand, der neuerdings Hülfe wider die Türken bedurfte, alles mögliche Ansehen der Gefälligkeit und friedliebender Gesinnungen. Die protestirenden Fürsten beharrten aber auch diesmal standhaft auf allen ihren bisherigen Forderungen, und vorzüglich auf der Behauptung, daß sie den Pabst durchaus nicht für ihren Richter in Glaubenssachen erkennen wollten.

Es hatte sich bei dieser Reichsversammlung abermals ein päbstlicher Bothschafter, Johann Moroni, Bischof zu Modena, eingefunden, mit den gewöhnlichen Aufträgen, die päbstliche Legaten bei den Reichstägen gehabt hatten. Er sollte nämlich viel, iedoch nichts ganz positiv und in völlig bestimmter und verbindender Form, versprechen, von welchem allen der Pabst nichts zu halten gedachte, und nebenher eifrig daran arbeiten, daß die Reichsversammlung uneinig, und ohne guten Erfolg — vornämlich in Rücksicht auf die streitige Religionssache — aus einander gehen möchte. Belangend das Erstere, so war den protestirenden Fürsten gar nicht unbekannt, was die päbstlichen Großsprechereien von Beförderung der Einigkeit in der Kirche, von einer Reformation der Klerisei, u. d. g. zu bedeuten hatten; sie achteten auch nicht mehr auf alles solches Geschwäz. Und was den lezten Punkt anbetrift, so konnte Moroni es wegen der Türkenhülfe, die bisher den Kaiser und den König immer nachgiebiger und gefälliger gemacht hatte, als sie ausserdem würden gewesen seyn, nicht so weit bringen als er wollte. Denn der Abschied dieses Reichstags

lautete für die Protestanten noch günstiger, als die vorhin erwähnte kaiserliche Deklaration nach entlassenen Reichstag zu Regenburg. Es wurden in diesem Abschiede die Reichsgeseze wegen des Landfriedens wiederhohlt, und alle wechselseitige Beleidigungen und Befehdungen bei Strafe des Landfriedensbruchs verboten. Die Protestation der Evangelischen gegen die päbstliche Superiorität in geistlichen Dingen ward eingerückt, und der vom Kaiser zu Regensburg auf einige Zeit bestätigte Friede vom neuen bestätigt. Die Visitation und Reformation des Kammergerichts wurde ihnen feierlich zugesagt, und der König Ferdinand versprach, die Irrungen der Häupter des schmalkaldischen Bundes mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig beilegen zu helfen.

Allein so günstig dieser Abschied auch lauten mochte, so hatte man doch keinesweges Lust, ihm nachzuleben, und wenn man die Hauptpunkte desselben nur ein wenig genau besieht, so findet man, daß sie mit vieler Feinheit zum Nachtheil der Protestanten eingerichtet waren. Von dem Herzog zu Braunschweig, einen äuserst unruhigen Herrn und geschwornen Feind des schmalkaldischen Bundes konnte man, wenn auch nicht ein Theil der katholischen Fürsten mit ihm in geheimen Verbindungen gestanden wären schon vermuthen, daß er mit Ausübung der bisherigen Feindseligkeiten gegen die Bundesglieder nicht aufhören, und sie endlich zwingen würde, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auf den Fall, daß solches erfolgen würde, wie es auch wirklich erfolgte, war der erste und lezte Artickel anwendbar genug,

denen, die den Herzog Heinrich angreifen würden, das Verbrechen des Landfriedensbruchs auf den Hals zu schieben. Wer dabei den Anfang gemacht hatte, das brauchte nach der Methode, nach welcher die Minister Karls des V. die Reichsgeseze und Abschiede erklärten, keiner Untersuchung. Denn es hatte ja der König Ferdinand den Protestanten versprochen, sich zu Beilegung der Streitigkeiten mit dem Herzog von Braunschweig zu verwenden. Konnten sie denn nun nicht diese Verwendung erwarten, und mit Gelassenheit zusehen, wie ihr Feind unterdessen schwächere Glieder ihres Bundes nach Gefallen behandelte? Der Punkt der Kammergerichtsvisitation ward wieder nicht beobachtet, wie bisher gewöhnlich gewesen, so sehr auch Kursachsen darauf drang. Der Kaiser hatte nämlich noch allerlei Bedenklichkeiten in dieser Sache, und äuserte, daß er, **weil ihm allerlei Bericht und Warnungen deshalben fürkommen sei**, die Visitation bis zu seiner persönlichen Ankunft in Deutschland verschieben müsse. Ueberhaupt scheint es eine besondre Maxime Karls des V. gewesen zu seyn, daß er auf den wenigsten Reichstägen dieses Zeitraums in Person erschien. Er konnte erstlich seine Abwesenheit mit den dringenden Regierungsgeschäften seiner weitläuftigen Staaten gut entschuldigen, und, eben weil er nicht in Person zugegen gewesen war, dasjenige was sein Bruder und seine Bevollmächtigten mit den Reichsständen verhandelt hatten, nach seinem Gefallen verschieben oder durch besondre Erklärungen einschränken, und — entkräften.

Nun gerieth auch der heilige Vater vom neuen auf den Einfall, die ewige Leier mit dem Concilium wieder anzustimmen. Der auf dem Reichstag zu Speier anwesende päbstliche Bothschafter hatte den Auftrag, diesfalls mit den deutschen Reichsständen vom neuen Unterhandlung zu pflegen. Doch sollte das Concilium unter der päbstlichen Direktion, und in einer italiänischen Stadt, oder dafern diese Mahlstatt ja ausgeschlagen würde, zu Trident, oder zu Cambrai — welche Distanz — gehalten werden. Selbst die katholischen Fürsten trugen es anfangs darauf an, daß man Regensburg oder Kölln zur Mahlstatt der Kirchenversammlung erwählen möchte, da aber nichts bei dem Pabste zu erhalten war, so liessen sie sich endlich, so wie auch der Kaiser, Trident gefallen. Izt wurde das Concilium abermal ausgeschrieben, und die zu demselben erforderlichen Personen erinnert, sich zu Trident einzufinden, oder die Kirchenversammlung durch ihre Gesandten zu beschicken. In der Ausschreibungsbulle wurden die Protestanten zwar nicht gerade zu Ketzer genennet, sondern nur gesagt, daß es Leute gäbe, welche in gewissen Punkten anderst dächten, als die Kirche; *) doch wurde nebenher so viel von Kezereien, welche die Fahrt des Schifleins Petri auf dem ungestümmen Meer dieser Welt unsicher machten, geplaudert, daß man leicht abnehmen konnte, wer damit gemeint war. Die Absicht war übrigens, alles zu veranstalten wodurch die Herstellung der wahren christlichen Religion der guten Sitten und des Friedens

*) Dissentientes ab Ecclesia.

dens und der Einigkeit unter den christlichen Nationen bewerkstelligt und befördert, die gewaltsamen Unternehmungen der Barbaren und Unglaubigen aber gedämpfet und verhindert werden sollten.

Das war nun freilich, nach dem Wortverstand dieser Ausdrücke endlich eine Kirchenversammlung, von der sich viel Herrliches erwarten ließ. Nur Schade, daß alle Umstände zu erkennen gaben, es würde, wenn es auch dem Pabst wirklich Ernst gewesen wäre, — woran doch nie zu gedenken war, — doch nichts Ersprießliches beschlossen werden. Ein abermaliger Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich war im Ausbruche; selbst der Pabst und der Kaiser stunden eben nicht in dem besten Vernehmen; und folglich hatte der leztere weder Zeit noch Lust, sich mit den allenfallsigen Verhandlungen einer Kirchenversammlung ernstlich abzugeben. Doch schickte er seine Gesandten, damit es nicht das Ansehen haben möchte als ob ihm das Concilium zuwider sei, oder als ob er es gar verhindern wolle. Die päbstlichen Bevollmächtigten, drei Kardinäle, worunter der erwähnte Moroni war, und welche im Namen ihres Principals in dem Concilium den Vorsaz haben sollten, machten sich auch rüstig auf den Weg, und langten zu Trident an; aber mit der Herreise der übrigen Patriarchen und Bischöfe gieng es sehr langsam her. Nun ist zwar die Bequemlichkeit dieser Herren, die ihnen nicht verstattet starke Tagreisen zu machen, seit grauen Zeiten rühmlichst bekannt, und man konnte sie also für die Ursache ihres langweiligen Hinreisens zu einem Concilium, dessen Absicht

sie ohnehin, so wie sie nämlich in der päbstlichen Bulle angegeben worden war, nicht zu erfüllen gedachten, annehmen; allein es versichern glaubhafte Schriftsteller, daß ihre verzögerte Ankunft noch einen Grund mehr gehabt habe, als den gravitätischen Gang ihrer Maulthiere, und den ehrwürdigen Umfang ihrer gemästeten Bäuche. Sie waren, wenigstens zum Theil insgeheim erinnert worden, daß sie eben keine allzugrosse Eile nöthig hätten. Denn gut Ding will Weile haben, nicht Eile, und das Concilium war ia immer noch, was es vorhin gewesen war, eine Maske, unter der man andere geheime Absichten verbarg. Was sollte nun der Pabst die andern Bischöfe und Prälaten zum Narren haben und sie zu einer Berathschlagung auf welcher doch eigentlich Nichts ausgemacht werden sollte, so gar eilig zusammenberufen? Sie sollten Zeit haben; sie hätten vielleicht doch sonst eine Lustreise zu ihrer Erholung gemacht; und diese konnten sie ia dießmal, mit aller erforderlichen Gemächlichkeit nach Trident machen, um allenfalls die tiroler Gebirge ein wenig zu besehen.

Der Erfolg des Conciliums zeigte sich bald. Die kaiserlichen Gesandten verlangten, daß die Berathschlagungen über die Religionsstreitigkeiten angefangen werden sollten, die päbstlichen entschuldigten sich; daß der anwesenden Bischöfe zu diesem Geschäfte zu wenig wären. Nun fieng die kaiserliche Gesandschaft an, von der Reformation der Klerisei zu reden; allein das gieng noch weniger, denn hierzu wurden noch weit mehr Rathgeber erfordert, als

wenn

wenn nur der Saz zu bestimmen gewesen wäre, daß die Protestanten entweder alles was die Kirche glaubt, glauben, oder nach dem feinen Beispiel der damaligen kaiserlichen Regierung in den Niederlanden mit Feuer, Schwert, Strang und andern grausamen Todesstrafen belegt werden sollten. Der gedungene Geschichtschreiber des Conciliums zu Trident, Pallavicini, welcher bei seinen eignen Glaubensgenossen schlechte Ehre eingelegt hat, weil er sich durch seine Dummheit und Unverschämtheit allenthalben prostituirt, hat uns die Gesinnung des damaligen Pabstes über die vorgeschlagne Reformation der Geistlichkeit, so wie sie in der Instruktion des Kardinals Moroni enthalten war, überliefert. „Von kostbaren Bäumen, meinte der heilige Vater, müsse man die Früchte, um die Bäume nicht zu verlezen, mit äuserster Behutsamkeit abnehmen, und nicht mit Prügeln drein schmeissen;„ — Wirklich, ein gutes Gleichniß; aber die Abwendung in dem gegenwärtigen Fall? — Vielleicht würde ich mich weitläuftiger darüber erklären, wenn es hier ein Geschäfte wäre, über den Spruch, **An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen**, zu predigen.

Wir kehren demnach sogleich zu unserer Geschichte zurück. Die protestirenden Fürsten hatten auf den angeführten Receß des Reichstags zu Speier, auf welchen noch ein Konvent zu Nürnberg gefolgt war, das Ihrige zur Türkenhülfe zwar beigetragen; aber doch wegen mancher nicht erfüllten Punkte gegründete Beschwerden geführt. Der Kaiser entschuldigte sich, daß er, theils wegen Krankheit,

theils

theils wegen seiner Händel mit Frankreich nicht habe nach Deutschland reisen und den Reichstägen seinen eigenen Wunsch gemäß, in Person beiwohnen können, er würde aber nächstens nach Deutschland kommen, und in Ansehung der Beschwerden der deutschen Stände die nöthigen Verfügungen treffen.

Während dieser Handlung hatte sich die bereits erzählte Geschichte der Wahl eines neuen Bischofs zu Naumburg zugetragen, welche den Kaiser nicht wenig gegen den schmalkaldischen Bund, zumal gegen den Kurfürsten von Sachsen, aufbrachte, da er sich selbst fruchtlos für die Wahl des Julius Pflug verwendet hatte. Hierzu kamen noch die Händel des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen mit dem Herzog von Braunschweig, der sie durch sein ungestümmes Betragen, wie bereits erwähnt worden, endlich zur Gewalt nöthigte, und den sie durch ihre Waffen seiner Lande und persönlichen Freiheit beraubten. Der Pabst und einige katholische Fürsten und Bischöfe sahen dieses mit dem äusersten Mißvergnügen, und ihre Vorstellungen und Besorgnisse wegen der Macht des schmalkaldischen Bundes bestimmten vielleicht den Entschluß des Kaisers, seine Waffen wider diesen Bund zu kehren, vollends; zumal da die Befreiung des Herzogs Heinrich nicht zu erhalten war. Doch verhinderte die Lage, in der er sich mit Frankreich befand, ihn noch zur Zeit, daran zu gedenken.

Er befürchtete, daß diese Krone den schmalkaldischen Bund unterstützen, und gegen ihn aufwiegeln möchte, und diese Besorgniß war auch nicht ohne

Grund.

Grund. Denn Frankreich hatte bereits zu verschiedenenmalen seine Unterstützung ziemlich deutlich antragen laßen; aber freilich nur zu solchen Zeiten, wenn es mit dem Kaiser im Kriege begriffen war, und, nur um ihm eine Diversion zu machen, nicht aus Neigung zur evangelischen Religion. Denn diejenigen die sich zu derselben bekannten, wurden in Frankreich so grausam als in den Niederlanden mishandelt, verfolgt und hingerichtet. Indessen hätten sich die protestirenden Fürsten wol, ohne Rücksicht auf ihre unglücklichen Glaubensgenossen in den französischen Provinzen, denen ihre Intercession in keinem Falle etwas half, der Anerbietungen des Königs in Frankreich eher zu ihrem Vortheil bedienen können. Aber der Name eines Feindes des Kaisers und des Reichs, der freilich dem König in Frankreich damals allerdings zukam, hielt sie lange von ernstlichen Verbindungen mit ihm ab. Fast immer dankten sie ihm für sein Anerbieten, empfahlen ihm ihre in seinen Landen unter der Strenge und Grausamkeit ungerechter und unerbittlicher Richter seufzenden Glaubensverwandten, und selbst das Interesse des Kaisers. Erst dann verbanden sie sich wirklich mit ihm, als es entschieden war, daß der Kaiser nichts anders vorhabe, als sie mit Gewalt zu unterdrücken.

Die fortdauernden Beschwerden der protestirenden Fürsten, die auf einem Konvent zu Schweinfurt abermal vorkamen, aber so wenig, als vorhero abgethan wurden, und die Händel welche zwischen dem Kurfürsten von Sachsen, und seinem Vetter

dem Herzog Moriz ausbrachen, vermehrten die damals in Deutschland besorgliche Gefahr, und beschleunigten die Krisis. Wir haben bereits den Karakter des Herzogs Moriz kürzlich entworfen, und erwähnt, daß er nie recht einig mit dem Kurfürsten war und daß sein Ehrgeiz nach der kurfürstlichen Würde strebte, die er auch endlich erhielt, daß er aber übrigens kein Feind der geläuterten Lehre gewesen. Diese Streitigkeiten des Herzogs mit dem Kurfürsten machten nun vieles Aufsehen nicht nur in Sachsen, sondern überhaupt in ganz Deutschland, wie es eine Streitigkeit zweier protestirender Fürsten nothwendig machen muste. Luther äusserte zwar über diese Begebenheit viele Betrübnis: allein da er durch eingezogene Erkundigung überzeugt wurde, daß diese Sache mit der Religion ganz und gar in keiner Verbindung stünde, so ließ er es bei seinen Klagen über die unglückliche Verfassung Deutschlands und über die Uneinigkeit der Fürsten bewenden, und empfahl die Sache Gott.

Die deutsche Kirchengeschichte des 1544. und 1545sten Jahrs enthält beinahe nichts als eine abermalige Wiederholung mehrmalen erzählter Begebenheiten. Das Politische und Kriegerische davon ist bereits an gehörigem Ort angeführt worden. Das übrige besteht wieder in ein Paar Reichstägen, auf welchen es auf die nämliche Art zugieng, wie bei den vorhin angeführten. Der Kaiser und seine Minister suchten die Protestanten durch die süssesten Versicherungen die sie ihnen von Zeit zu Zeit gaben, einzuwiegen, und zu bereden, daß der Kaiser keine feind-

seligen

seligen Gesinnungen gegen sie hege. Sie räumten ihnen die günstigscheinendsten Punkte zuweilen in öffentlichen Abschieden und Deklarationen ein, hielten ihnen aber nach von Allem diesen Nichts und arbeiteten im Stillen unaufhörlich an dem zu Vertilgung der evangelischen Lehre entworfnen Plan fort. Die Bischöfe und katholischen Fürsten, wenigstens der größere Theil derselben, schrien unaufhörlich über die Beeinträchtigungen, die sie von dem schmalkaldischen Bunde erdulden müßten, über die Eingriffe der protestirenden Fürsten in die bischöflichen Rechte, und über Einziehungen der Klöster und geistlichen Beneficien. Sie drangen unaufhörlich in den Kaiser, daß er ein solches Beginnen nicht verstatten, sondern vielmehr durch seine Macht, und durch das Ansehen der Reichsgerichte verbieten und möglichst verhindern sollte. — Die protestirenden Fürsten waren zwar klug genug, um einzusehen, daß man ihrer mit den erwähnten friedlichen Vorspiegelungen nur spotte, und nur erst den rechten Zeitpunkt, feindlich gegen sie zu handeln, erwarte. Sie thaten dahero ebenfalls unter der Hand alles, was zur Verstärkung ihres Bundes dienlich und — möglich war. Möglich, muß man hier hinzusetzen, weil das wechselseitige Mißtrauen der Häupter des Bundes, ob es gleich nur wie ein Feuer unter der Asche glimmte, manche gute Anstalt verhinderte, die vielleicht ausser dem hätte können getroffen werden. Bei alle dem aber, was sie zur Verstärkung ihres Bundes thaten, und bei aller Wiederholung ihrer Protestationen, wollten sie doch dem Kaiser keine Gelegenheit geben, sie für wider-

widerspenstige und ungehorsame Stände des Reichs zu erklären, wie er nachher doch ohne hinlängliche Ursache that. Sie liessen sich daher alle Versicherungen von seinen gütigen und friedeliebenden Gesinnungen gefallen; und thaten gegen Versicherungen, die sich doch nur auf dem Papiere erhielten, alles was er von ihnen in den Angelegenheiten des deutschen Reichs und des benachbarten Ungarns mit den Franzosen und Türken verlangte. Noch schlossen sie kein Bündniß mit ausländischen Potentaten völlig und bestimmt ab. Noch fuhren sie fort, sich eifrigst zu bemühen, dem Vorwurfe der Trennung und Uneinigkeit in ihren Kirchen und Glaubensbekenntnissen zu begegnen und ihn unstatthaft zu machen; und wenn sie diese Absicht nicht erreichten, so war die Schuld gewiß ihnen nicht beizumessen, vornämlich da izt der Zankapfel des Interims unter sie geworfen war, welches freilich, nach der Absicht der Gegner, die Uneinigkeit vermehren muste. — Der heilige Vater fuhr mit dem Gaukelspiel seines Conciliums rüstig fort. Bald sollte es auf das schleunigste eröfnet und mit den Sessionen angefangen werden; aber freilich war er nicht Ursache, daß sich die Väter desselben so langsam versammelten. Er wünschte nichts eifriger, als daß der Kaiser Friede mit seinen auswärtigen Feinden machen möchte, um seine Waffen gegen die Protestanten kehren zu können, deren immer mehr anwachsende Zahl ihn im Herzen kränkte. Er wendete daher alles an was die Annäherung dieses erwünschten Zeitpunkts beschleunigen konnte. Anerbietungen seiner heiligen

Vermittelung zu Friedenstraktaten, und verhältnismässiger Unterstützung der kaiserlichen Waffen, fromme Ermunterungen zu einem heiligen Krieg wider die Ketzer, Bitten, Drohungen, kurz nichts wurde gespart, um den Kaiser, in dessen Staatssystem seine Heiligkeit nicht tief genug sahe, und dessen Gesinnungen gegen die Protestanten ihm daher, wo nicht ein ewiges Räthsel, doch sehr veränderlich und schwankend zu seyn schienen, endlich einmal zu bewegen, den Harnisch zur Ehre und Vertheidigung des alten Glaubens anzuziehen. Wenn sanfte und dringende Vorstellungen nichts helfen wollten, suchte er wol auch die damals schon ziemlich abgenüzte Rüstung der Päbste voriger Zeiten herfür, und zeigte dem Kaiser seinen lächerlichen Bannstral von weitem, der aber freilich dieses altmodische Geschüz, gerade noch tauglich in einer Rüstkammer zu paradiren, grosmüthig verachtete. Aber wie sollte er sich anderst helfen, da er einmal nicht in die Sünde des Priesters Eli *) fallen wollte, der seinen Söhnen allen Unfug gestattete, und sich dadurch eine harte Bestrafung zuzog. Vorzüglich nahm er zu Herzen, daß sich der Kaiser iezuweilen selbst erkühnte, Verfügungen in kirchlichen Sachen zu treffen; denn dieß war nach den Grundsätzen der päbstlichen Hierarchie ein klarer Eingrif in die Rechte des römischen Stuls. Dem weitern Fortgang dieser Unternehmungen und der zu besorgenden Nachahmung anderer Potentaten entgegen zu arbeiten, fertigte er auf die deutschen Reichsversamm-

*) Eigne Worte einer damaligen päbstlichen Bulle.

versammlungen nicht mehr, wie seine Vorfahren einen stürmischen, bigotten und in Staatsränken unerfahrnen Caietan, oder einen stolzen und trozigen Campegius, sondern die feinsten und schlauesten Männer ab, die er in seinem heiligen Kollegium hatte. — Indessen zankten sich die Theologen auf beiden Seiten von Zeit zu Zeit weidlich mit einander herum. Man wechselte Streitschriften, deren Ton hinlänglich von dem Feuereifer zeigt, der die Streiter belebte. Selbst Fürsten führten Federkriege mit einander, wovon unter andern der heftige Schriftwechsel des Kurfürsten von Sachsen mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, der bereits kürzlich erwähnt worden, und worinn sich beide sehr vergassen, noch immer ein redender Beweis ist. Man veranstaltete öffentliche Unterredungen über Religionspunkte, kam wirklich zusammen, zankte, schimpfte, und gieng wieder auseinander, ohne etwas wichtiges entschieden, oder Einigkeit nur befördert, vielweniger bewirkt zu haben. — Luther beseufzte im Stillen die Unruhen der damaligen Zeiten, und das wilde und unordentliche Leben seiner Zeitgenossen, und eines grossen Theils seiner Glaubensgenossen, welche ein rohes Leben führten, und an den Unruhen, weil sie sich Nutzen davon versprachen, eben keinen Misfallen hatten. Er eiferte wider die rohen Sitten, und Laster seiner Zeit, so wie er noch fortfuhr, das Pabstthum zu bestreiten; doch war izt sein Ton um ein merkliches gelinder als ehemals, und wirklich mehr der Ton eines geistvollen Lehrers, als eines erhizten Disputanten. Selbst seine Schrift: Wider

der das Pabstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet, welche zu dieser Zeit herauskam, kan nicht unter die heftigsten gezählt werden, die aus seiner Feder geflossen sind, und das, was man vielleicht daran tadeln könnte, wäre die etwas auffallende Einfassung der Originalausgabe, in Holzschnitt. Er prophezeihte eine bald zu besorgende Erschütterung Deutschlands; rieth aber niemals dazu, daß die ihm zugethanen Fürsten die Waffen, ohne hinlänglichen und dringenden Grund zur Vertheidigung, ergreifen sollten. Uebrigens arbeitete er, obschon bei zunehmenden Jahren und abnehmenden Kräften, unabläßig fort, und ertheilte seinem Beschützer dem Kurfürsten, und andern Fürsten die ihn zu Rath zogen, die nüzlichsten Rathschläge, half die Ausbreitung der Reformation wirksamst befördern, und scheute keine körperliche Beschwerde und Unbequemlichkeit der er dabei ausgesezt war, und ermahnte die Geistlichen evangelischer Religion oft und dringend zu fleissigem Studiren, wahrer Frömmigkeit, und christlicher Genügsamkeit. Seine Korrespondenz erstrekte sich nicht nur auf Deutschland, sondern beinahe auf alle Länder in Europa, — denn die Reformation fand izt allenthalben Freunde und Gönner — so daß man bei einer genauern Betrachtung die ausserordentliche Wirksamkeit dieses Mannes nicht nur bewundern, sondern darüber erstaunen muß, da sie selbst die Wirksamkeit des Erasmus, des fleissigsten Manns seiner Zeit übertrift, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß Erasmus weit mehr zu seinem eignen Vergnügen, und zu seiner Erholung geschrieben, auch

dabei eines weit ruhigern Lebens sich zu erfreuen gehabt, als Luther, der so vielfältig angefeindet und verfolgt wurde, und mehr als einmal der äussersten Todesgefahr entgegen sehen muste.

Diese Verfassung des deutschen Reichs, so wie sie bisher geschildert worden, muste auch schon der Mann von mittelmäßigen Einsichten für kritisch erklären, und wichtigen, aber furchtbaren Auftritten, die sich in der Folge daraus entwickeln würden entgegen sehen. Der Patriot, dem das Wohl seines Vaterlandes am Herzen lag, bebte, wenn er das Ungewitter betrachtete, das sich über demselben zusammen zog. Doch liessen sich die Bekenner der gereinigtern Lehre durch die drohende Gefahr nicht muthlos machen, oder vom Bekenntnisse der Warheit zurückschrecken; denn ohne Eifer für Ausbreitung der Warheit, und einer lautern Gottesverehrung läßt sich kein ächter Patriotismus denken. Ihre Gegner, denen es ums Privatinteresse zu thun war, das sich durch die Reformation so sehr beeinträchtigt fühlte, und deren Augenmerk die Unterstützung des päbstlichen Stuls seyn mußte, weil dieser die Quelle ihres Reichthums war, freuten sich des langsam sich nähernden Unglücks, so wie der beutebegierige Krieger nach dem endlichen Ausbruche des Sturms, der Deutschland verwüsten sollte, dürstete.

Unter diesen so fürchterlichen Aspekten begann das in der deutschen Geschichte so merkwürdige Jahr 1546. mit welchem sich die Epoche des deutschen Kriegs anhebt. Noch wurden Unterhandlungen auf Unterhandlungen gepflogen, Allianzen zum Theil in

Vorschlag

Vorschlag gebracht, zum Theil auch wirklich geschlossen, aber nichts war vermögend, den Ausbruch des verderblichen Kriegs zu hemmen, und die Ruhe wieder herzustellen. Zwar hatte das belobte Concilium zu Trident seine Sitzungen nunmehr angefangen: allein was hatten diese für eine Beziehung auf die Ruhe im deutschen Reich? Man fieng, nach vielem Gezänke über die Frage, womit man den Anfang machen sollte, nicht mit der Reformation der Klerisei und Aufhebung der eingerissenen Misbräuche, sondern mit der Festsezung gewisser Lehrpunkte an, welche, wenn sie einmal von den Vätern der Kirchenversammlung für geltend und wahr würden erkannt seyn, allgemein in der Christenheit abendländischer Kirche angenommen, und in Rüksicht auf die Autorität des Conciliums, geglaubt werden sollten. Nach dieser Bestättigung wollte man mit dem Bannstral über alle diejenigen her, welche sich, als hartnäckige Kezer den Aussprüchen einer — seyn sollenden — allgemeinen Kirchenversammlung widersezen und sich weigern würden, dieselben anzunehmen. Würde dieser Bannfluch durch den Kaiser und seine Verbundenen glüklich zur Vollziehung gebracht werden, wie man ganz sicher glaubte, so waren die Kezer gedämpft, und man brauchte sich alsdann mit der Reformation der Geistlichkeit die Köpfe nicht weiter zu zerbrechen.

Die vornehmsten Punkte, worüber sich die Väter verglichen, waren folgende. 1) Man sollte den apokryphischen Büchern der heiligen Schrift das nämliche göttliche Ansehen zugestehen, das man den kanonischen Schriften derselben einräumt. 2) Man

sollte auch die Traditionen von den Zeiten der Apostel her, so heilig beobachten und verehren als die heilige Schrift selbst. 3) Man sollte die lateinische Bibelübersezung, welche unter dem Namen der Vulgata bekannt ist, und den heiligen Hieronymus zum Verfasser haben soll, für göttlich eingegeben und kanonisch halten, und sich im Vortrag der Glaubenswarheiten, dreist und kategorisch auf den Text und Sinn derselben beziehen können, ohne einige Einwendung gelten zu lassen, welche sich auf einen andern Verstand des Originaltextes gründete. Alle welche sich weigern würden, diese Punkte zu glauben, wurden im Namen der heiligen Dreieinigkeit verflucht, und dem Teufel übergeben.

Nun denke man sich ob ein Protestant, der nicht offenbar zur römischen Kirche zurükkehren wollte, solche Artikel genehmigen konnte? Das göttliche Ansehen der apokryphischen Bücher und der lateinischen Uebersezung der Bibel diente, eine Menge Dinge ins Religionssystem hineinzubringen, und zu demonstriren, die der Gegentheil unter die abzustellenden Misbräuche zählte; zumal nach der scholastischen und allegorischen Art die Bibel zu erklären, welche damals bei den römischen Theologen üblich war. Und das göttliche Ansehen der Traditionen autorisirte vollends alle Legenden, die man den Leuten aufbringen, und alles geistliche Gauckelspiel, das man nun mit ihnen treiben wollte. Die Freunde Luthers und seiner Lehre thaten bei sogestalteten Umständen auch, was man voraus sehen muste, daß sie thun würden, und was sie schon oftmals gethan hatten; —

ten; — sie protestirten gegen ein Concilium, das ihnen solche Schlüsse aufbürden wollte. Vergebens war es, daß abermals eine Religionsunterredung zu Regensburg angestellt wurde: man disputirte, wie gewöhnlich, ohne etwas auszumachen, und man konnte auch nichts ausmachen, weil kein Theil — am wenigsten der römischpäbstische, welcher dadurch sich am meisten würde geschadet haben — nur so viel nachgeben wollte, als nöthig war, die Streitpunkte ihrem Wesen nach zu formiren und vorzutragen. Die natürliche Folge hievon war also — daß die Unterredung abgebrochen wurde.

Diesem fruchtlos abgelaufenen Colloquium folgte eine Reichsversammlung zu Regensburg, bei welcher der Kaiser in Person erschien, und welche den endlichen Ausbruch des Kriegs entschied. Die Anschläge des Kaisers gegen die Häupter des schmalkaldischen Bundes waren nunmehr zu völliger Reife gediehen. Er hatte einen Waffenstillstand mit der ottomannischen Pforte geschlossen, er stand bereits mit dem Pabste in Ansehung des in Deutschland zu führenden Kriegs in den ernstlichsten Unterhandlungen; er hatte verschiedne deutsche Fürsten, die übrigens die päbstliche Partei nicht begünstigten, besonders Morizen von Sachsen in sein Interesse gezogen; und nun hielt er den erwähnten Reichstag blos in der Absicht, seinen bereits beschlossenen feindseligen Unternehmungen einen Schein der Rechtmässigkeit zu geben. Zu dem Ende eröfnete er den Reichstag mit einer sehr studierten Rede, worinn er seine Bemühungen, die Einigkeit im Reich so wol in geistlichen

als weltlichen Angelegenheiten wiederherzustellen, ungemein wichtig zu machen suchte. Er beklagte sich äuserst, daß er, ungeachtet aller angewandten Mühe, eine so heilsame Absicht nicht habe erreichen können; wälzte alle Schuld dieser verfehlten Absicht auf das scheinbarste von sich ab, und schob sie auf die halsstarrige Unbiegsamkeit einiger Glieder des Reichs, die er zwar nicht namentlich anklagte, aber doch so zu charakterisiren wuste, daß man leicht errathen konnte, wen er eigentlich meinte. Dieienigen Reichsstände, welche die Partei des römischen Hofs hielten, stimmten hierinn mit ihm überein, daß sie seine vergeblich angewendeten Bemühungen für die Wiederherstellung des lieben Friedens in der Kirche und im Reich ebenfalls beklagten, und ersuchten ihn, endlich einmal, weil denn alle gütliche Verhandlungen nichts hätten entscheiden können, sein kaiserliches Ansehen zu gebrauchen, und zu endlicher Hebung der bisherigen Streitigkeiten ernstliche Anstalten vorzukehren. Sie hielten dafür, daß das nunmehr zu Trident versammelte Concilium allerdings befugt sei, zu bestimmen, was man glauben und lehren solle, daß sich ieder den Aussprüchen desselben unterwerfen müsse, und daß ihm deswegen die kaiserliche Macht von Gott verliehen sei, damit er die Widerspenstigen zwingen sollte, sich den Aussprüchen des Conciliums zu unterwerfen.

Dem Kaiser war diese Entscheidung nichts Unerwartetes. Da er izt mehr als iemals geneigt war, so zu handeln wie es die römische Partei wünschte, so nahm er die Vorstellungen der Protestanten, die

ihn

ihn auf das dringendste ersuchten, keinen Gewissens-zwang in Deutschland einzuführen, und ihr Gesuch mit den triftigsten Gründen unterstüzten, nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern auch mit Hohn auf. Er schloß seine Allianz mit dem Pabste vollends ab, ließ Truppen aus den Niederlanden nach Deutschland anrücken, und gab den schmalkaldischen Bundesgenossen, auf ihr Anfragen, wohin seine grossen Kriegszurüstungen abzielten, iene bedenkliche Antwort, die wir im vierten Bändchen dieser Geschichte angeführt haben, und welche deutlich genug zu erkennen gab, daß er nun im Ernst über die Häupter des Bundes herfallen, oder, wie er sich ausdrükte, sie züchtigen, und zum schuldigen Gehorsam zurück bringen wolle.

Izt sahen die Bundesgenossen zu spät ein, warum man sie so lange mit fruchtlosen Unterhandlungen hingehalten, und wie gröblich sie die Sache selbst durch ihre Uneinigkeit und übles Vernehmen versehen hätten. Nunmehr suchten sie auch ihr Bündniß durch auswärtige Allianzen, über die sie sich vorhin schon lange bedacht hatten, zu verstärken. Allein mit diesen ließ es sich izt weit schwerer an, als vormals, und man konnte nichts besonders Vortheilhaftes bewirken. Doch war der Bund noch immer stark genug, es mit einer beträchtlichen Macht aufzunehmen, und der Kaiser würde in der That nicht so bald mit ihnen fertig geworden seyn, wenn sie von ihren Kräften den rechten Gebrauch gemacht und einander durch ihre unselige Mißhelligkeiten nicht selbst gehindert hätten. Indessen musten sie nun, wollten sie sich anders nicht dem Willen des Kaisers

und den Schlüssen des Conciliums unterwerfen, gemeinschaftliche Sache miteinander machen, und sich gegen ihre Feinde, welche bereits im Voraus triumphirten, mit den Waffen Sicherheit zu verschaffen suchen.

Der unglückliche Erfolg ihrer Waffen, und die Ursachen desselben ist bereits erzählt worden. — Nunmehr glaubte die päbstliche Partei gewonnen Spiel zu haben. Der schmalkaldische Bund war getrennt; die Häupter desselben geschlagen, und — gefangen; der Kurfürst von Sachsen seiner Würde beraubt, und gezwungen die härtesten Bedingungen zu bewilligen, und die unwürdigste Begegnung zu erdulden. In Deutschland war nun, dem Ansehen nach, niemand mehr, der es wagen durfte, sich der siegreichen Macht des Kaisers entgegen zu sezen. Welche Freude für den Pabst! Und er hatte Ursache sich zu freuen. Aber die edle Standhaftigkeit Johann Friedrichs von Sachsen, und Philipps von Hessen, nach welcher sie eher alles über sich ergehen lassen, als sich den Schlüssen des tridentinischen Conciliums unterwerfen wollten — eine Standhaftigkeit, die ihnen der heilige Vater wol nicht zutraute — muste seine Freude ziemlichermassen vermindern. Dieses edle Betragen der gefangenen Fürsten, und das entgegengesezte, das der Kaiser gegen sie — zumal gegen den Landgrafen Philipp, der auf eine so unedle Weise in die Schlinge gelockt wurde — annahm, muste endlich den deutschen Fürsten die Augen öfnen, und einen Rächer erwecken, der die

deutsche Freiheit schüzte, und die Freude des Pabsts vollends vereitelte.

Luther, der alles das Unheil, das Deutschland betreffen würde, vorhergesehen, und die ihm geneigten Fürsten oft gewarnt hatte, erlebte diesen unglücklichen Zeitpunkt nicht. So eifrig er sich bei allen Gelegenheiten gegen das Pabstthum erklärt hatte, so eifrig hatte er sich auch von ie her gegen dieienigen gesezt, welche seine Lehrsäze blos aus der Absicht annahmen und priesen, weil sie glaubten, daß ihr Eigennuz seine Rechnung dabei finden würde. Er drang eifrig auf ein thätiges Christenthum, ob er gleich nicht lehrte, daß man mit eignen guten Werken die ewige Seligkeit verdienen, oder fremde gute Werke mit Gelde erkaufen könne. Er eiferte wider dieienigen, die es blos bei dem mündlichen Bekenntnisse eines schriftmässigen Christenthums bewenden liessen, und ihren Lastern, ohnerachtet ihres Bekenntnisses auf die schamloseste Art fröhnten. Da er den Geist des Christenthums, nach der Idee die er davon hatte, weder an dem kurfürstlichen Hof, noch auf der Universität Wittenberg fand, so faßte er einst den Entschluß, Wittenberg zu verlassen, und sein Lehramt niederzulegen, und nur das Bitten der Kurfürsten, dem er so viele Verbindlichkeit hatte, und einiger seiner verdienstvollesten Kollegen, die bisher seine treuen und unermüdeten Gehülfen gewesen waren, konnte ihn von diesem Entschlusse zurükbringen. Inzwischen war doch, auch wenn er bei seinem Vorsaze beharrlich geblieben wäre, sein Alter eben so unruhig und geschäftsvoll, als die Tage, in

welchen

welchen er sich bei völligen Kräften befand, und durch seine natürliche Lebhaftigkeit zu immerfortdauerndem Wirken angefeuert wurde. Das grosse Ansehen, das er sich unter den Freunden und Bekennern seiner Lehre erworben hatte, war Ursache, daß er unaufhörlich, bald von diesem bald von ienem, um seinen Rath in den wichtigsten Angelegenheiten, auch in solchen, die gar nicht in das theologische Fach einschlugen, angegangen wurde. Alsdann war kein Nebenumstand fähig, ihn zurückzuhalten, das Geschäfte das man ihm auftrug zu übernehmen, sobald er sich einigen glücklichen Erfolg davon versprach. Er, der heldenmüthige Mann, der in seinen iüngern Jahren Gefahren getrozt hatte, für welchen die tapfersten Männer seiner Zeit zurückbebten, trug um destoweniger Bedenken, Bequemlichkeiten, deren ein herannahendes Alter, und ein durch überhäufte Arbeiten erschöpfter Körper doch so sehr bedarf, dem göttlichen Geschäfte, Gutes zu wirken, aufzuopfern.

Unter diesen rühmlichen Bemühungen übereilte ihn das Ende seines Lebens. Die Grafen von Mansfeld, in deren Gebiete er geboren war, geriethen in Uneinigkeit, und hoften, nachdem viele Versuche zur friedlichen Beilegung derselben vergeblich gemacht worden waren, daß Luther vieles zur Erreichung dieser Absicht würde beitragen können. Er wurde demnach nach Eisleben, seiner Geburtsstadt, berufen, und der Kurfürst von Sachsen ersucht, ihm die Erlaubnis zu dieser Reise zu ertheilen. Der Kurfürst ertheilte sie, und Luther, ob er gleich fühlte, daß

sein

sein Körper immer schwächlicher wurde, trat die Reise unverzüglich an. Er ward durch das Gefühl seiner Schwachheit beinahe überzeugt, daß dieses Geschäfte sein leztes seyn würde, und es traf auch richtig zu. Er starb zu Eisleben, den 18 Februar des Jahrs 1546. an einer Brustentzündung. Die Nachrichten, die seine Feinde, die schon vorher die unverschämtesten und albernsten Erdichtungen von seinem Tode in die Welt hinein geschrieben hatten, izt und noch lange nach seinem Tode zu sudeln sich nicht entblödeten, sind durch authentische Urkunden längst widerlegt, folglich nicht einmal der Mühe werth daß man sie namentlich anführt, es wäre denn daß iemand beweisen wollte, welche verabscheuungswürdige Schurken die Urheber solcher Nachrichten waren.

Der Kurfürst von Sachsen erhielt den Bericht von Luthers Tode zu seiner äuserstеn Betrübnis, und mit Unwillen gegen die Grafen von Mansfeld, die, wie er glaubte, durch ihre Angelegenheiten, in welche sie den Mann, der nach einem so arbeitsamen und gefahrvollen Lebens allerdings Ruhe bedurfte, verwikelt hatten, sein Ende beschleunigt hätten. Ohnerachtet sie den Wunsch äusserten, daß der in ihrer Grafschaft geborne Reformator in seiner Vaterstadt beerdigt werden möchte, bestand er darauf, daß er nach Wittenberg, wo er bisher gelebt und gelehrt hatte, abgeliefert werden möchte. Diesem Verlangen zu Folge ward Luthers Leiche nach Wittenberg abgeführt, und daselbst mit den verdienten Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet. Die Thränen

Landesherrn und Beschützers, seiner Freunde und Gönner, seiner Gehülfen und Schüler, und eines beträchtlichen Theils der deutschen Nation, den er von dem Joch der päbstlichen Hierarchie, der Priesterkabale, der Dummheit und des Aberglaubens befreiet hatte, ehrten seine Grabstätte, und ewig wird sein Name unter den Wolthätern des menschlichen Geschlechts glänzen, und von der vernünftigern Nachwelt, welche wahre Gottesverehrung hegt, und Aberglauben verabscheut, mit Ehrfurcht genannt werden!

Wir haben bisher so viele Züge aus Luthers Charakter angeführt, daß der Leser das Ganze desselben sich ohne sonderliche Mühe wird denken können. Indessen wird eine ganze kurze Schilderung dieses so merkwürdigen Manns hier doch wol nicht am unrechten Orte stehen. Luthers vorzügliche Eigenschaften waren eine ungeheuchelte Frömmigkeit, und wahre deutsche Redlichkeit, und diese rühmlichen Eigenschaften waren die ersten und einzigen Triebfedern aller seiner Handlungen. Mit denselben verband er eine Standhaftigkeit, die nichts erschüttern konnte, eine edle Freimüthigkeit, die sich über alle Menschenfurcht hinwegsezte, und eine unermüdete Arbeitsamkeit. Er lebte mässig und begnügsam, und scheute keine Gefahr, und keine Unbequemlichkeit, wenn er etwas Nüzliches ausrichten konnte, oder auszurichten hofte. Sein bürgerlicher Wandel war in einem strengen Verstande untadelhaft, und er verabscheute nichts so sehr und warnte für nichts eifriger, als für Verderbniß der Sitten, und that, so

so viel an ihm war, Alles, das Einschleichen derselben zu verhindern und ihm vorzubeugen. Die Reformation die er unternahm, war keineswegs ein bereits ganz überdachter, fertiger Plan. Er wollte nur die Mißbräuche, in welchen sich die römische Kirche so weit von der ersten Christenheit entfernt hatte, bestreiten, und das Ansehen der heiligen Schrift, welche damals von einem Theile der Christenheit verachtet, von dem andern gemishandelt, und von dem dritten und grösten gar vergessen war, wieder empor bringen. Da aber der Pabst und seine Geistlichkeit, die sichs nicht einmal einfallen liessen, daß ein armseliger Mönch eine so wichtige Revolution bewirken würde zuführen, und augenscheinlich zu Tage legten, daß sie, weil er doch zu keinem Widerruf zu bewegen war, gesonnen wären die Tragödie Johann Hussens mit ihm zu wiederholen, so trozte er ihrem unbesonnenen Eifer, und gieng in Untersuchung der Warheit immer weiter, und den Misbräuchen des Pabstthums immer ernstlicher zu Leibe. Und so entstand nach und nach das System derienigen christlichen Glaubenslehre, deren Urheber er war.

Luther blieb sich beständig gleich, und war, wie in seinen Gesinnungen überhaupt, so auch in seinem Lehrsystem unveränderlich. Dieienigen Abweichungen in welchem seine neuern Schriften von den ältern unterschieden sind, können nicht totale Veränderungen genennt werden. Es sind meistentheils ausführlichere und bestimmtere Erklärungen seiner Lehrsäze. Im übrigen hielt er sich gar nicht für einen Mann,

der

der nicht irren könnte, sondern bezeugte in mehr als einer Stelle seiner Schriften, daß er allezeit bereit sei, sich des Bessern belehren zu lassen, dafern er irre: nur müsse diese Belehrung sich auf die heilige Schrift, und nicht auf Traditionen oder päbstliche Autorität gründen. Seine Gegner konnten ihn also mit keinem Recht einen hartnäckigen Ketzer nennen, weil sie mit keinen andern, als solchen armseligen Waffen gegen ihn kämpften, welche die Gelehrtesten unter ihnen vielleicht selbst für höchst lächerlich erklärt haben würden, wenn ihre irrdischen Vortheile nicht so genau an diese Dinge wären gekettet gewesen.

Man kann es auch nicht eben einer Eigenliebe, oder allzu hohen Meinung, welche Luther von sich selbst hegte, zuschreiben, daß er so oft erinnerte, man möchte in seinen Schriften nichts verändern. Er wollte nicht, daß andre an seinen Schriften stümpern, und da oder dorten, wo sie es für nöthig erachteten, Zusätze oder vermeintliche Verbesserungen anbringen sollten, damit man ihm keine andern Meinungen andichten könnte, als solche, die er zu vertheidigen bereit war. Und diese Forderung war nicht nur der Billigkeit gemäß, sondern auch höchst nothwendig, wegen der häufigen Sophistereien, mit welchen Luther von seinen Gegnern angegriffen, und seine Worte verdrehet wurden. Ausserdem legte er seinen Werken nie eine besonders vorzügliche Heiligkeit bei, und ließ den Werken anderer Gelehrten, welche Achtung verdienten, nicht nur Gerechtigkeit wiederfahren, sondern er rühmte auch die Verdienste

dersel-

derselben bei ieder Gelegenheit, und räumte ihnen den Vorzug von seinen eignen ein.

Seine Hitze und Heftigkeit die in den meisten seiner Streitschriften herrscht, und die wenige Schonung, die er dem Pabst und den Vertheidigern des Pabstthums, selbst einem König Heinrich dem VIII. von England, einem Herzog Georg zu Sachsen, 2c. 2c. wiederfahren ließ, sind oft sehr bitter gerügt, und ihm als ein überaus grosser Fehler aufgerechnet worden. Nun kan diese Heftigkeit, von der die Beweise am Tage liegen, zwar nicht geläugnet werden: allein wir haben auch bereits angeführt, was man mit Grunde dagegen erinnern kann. Wenn man die Sitten der damaligen Gelehrtenwelt in Betrachtung zieht, und das muß man allerdings, so kan man die Forderung kaum machen, daß Luther seinen Gegnern, die nicht die geringste Schonung für ihn hatten, mit Achtung hätte begegnen sollen. Und wenn man den Schriftwechsel Luthers und seiner Gegner selbst mit einander vergleicht, so findet man zwar, daß Luther grausam angetastet und grob geschimpft worden; man findet, daß er sich in dem nämlichen Ton vertheidigte, und wiederum tapfer schalt und schimpfte; aber man sieht doch, daß sich Robertson zu hart ausdrückt, wenn er sagt, Luthers Stil habe sich nicht selten der Wut, und der Possenreisserei genähert.

Eben dieser Schriftsteller sagt auch, daß er in seinem Alter grämlicher und iähzorniger geworden sei als er vormals war, und daß er bei manchen Gelegenheiten Anfälle von Eitelkeit und Selbstruhm

habe blicken lassen. Er glaubt, Luther sei durch den glücklichen Erfolg den seine Unternehmungen gegen das Pabstthum hatten, gewissermassen zum Stolz verleitet worden. Es kostet in der That wenig Mühe, diese Behauptung zu widerlegen. Man darf voraussetzen, daß Luther, der gewiß von aller Verstellung und Heuchelei weit entfernt war, eben so schrieb, wie er dachte. Nun findet man nirgends daß er seiner Bemühungen auf eine grossprecherische Art erwähnte: vielmehr schrieb er den Erfolg derselben der Gnade Gottes zu, dankte Gott herzlich für dieselbe, und ermahnte andre mit Eifer, das nämliche zu thun. Daß er seinen lezten Willen nicht mit iuristischen Förmlichkeiten abfassen wollte; sondern verlangte, man solle sein, eines in der Welt so bekannten Mannes Zeugnis eben so gültig seyn lassen als ein von einem Notarius errichtetes Instrument, hat wol einen ganz andern Grund, als blossen Stolz. Luther war, wie man sich aus vielen Stellen seiner Schriften überzeugen kan, kein sonderlicher Freund der Juristen, am wenigsten der Advokaten. Seiner Meinung nach sollten Fürsten und Herren selbst zu Gericht sizen, die streitigen Händel ihrer Unterthanen sich mündlich vortragen lassen, und so schleunig als es geschehen könnte, selbst entscheiden. Die Weitläuftigkeiten der Proceßlabyrinthe, wodurch so viele Kosten verursacht werden, verabscheuete er äusserst, schilderte die gewöhnliche Art eine Rechtssache auszuführen als eine Gott sehr mißfällige Sache, und äuserte einst: Gott werde dereinst solche Advokaten und Richter, welche

die

die Rechtshändel verzögerten, und die Parteien in grosse Kosten sezten, gewiß zum Teufel iagen. Aus dieser Gesinnung mag es wohl eher gekommen seyn, daß er auch bei der Abfassung seines lezten Willens nichts von iuristischen Weitläuftigkeiten wissen wollte. Einige Ausdrücke, die ihm etwan ein Paarmal, z. B. bei der Einweihung Amsdorfs zum Bischof von Naumburg, entwischten, sind nicht hinlänglich zum Beweiß, daß Luther einen Stolz auf seine besondern Verdienste habe blicken lassen. — Man kan auch keineswegs sagen, daß er seine Reformation für ein unerschüterliches Gebäude hielt, und auf die Festigkeit desselben Staat machte. Ihm war vielmehr unaufhörlich bange, es möchte dieses Gebäude wieder zusammenstürzen; und noch auf seinem Sterbebette äusserte er diese Bangigkeit mehr als einmal, und ersuchte seine Freunde, Gott um die Erhaltung der gereinigten Lehre anzurufen. — Sein Unwille über die Verderbniß der Sitten, welche in Wittenberg einzureissen begann, und sein daher gefaßter Vorsaz diesen Ort zu verlassen, war nicht lediglich mürrische Laune eines grämlichen Greises: es war gerechter Eifer eines für die Ehre seiner Sache besorgten Mannes: denn er konnte nichts Gewissers voraussehen, als daß die Gegenpartei, die iede Ausschweifung seiner Anhänger mit dem möglichsten Scharfblick betrachtete, dieselbigen auf das ärgste verschreien, auf das boshafteste vergrössern, und am Ende ihn, als den verhaßten Urheber aller dieser Unordnungen vor der Welt anschwärzen würde. Erfahrung hatte ihn dieses gelehrt; und daher

drang er mit allem Eifer, dessen er fähig war, darauf, daß Leute, die sich evangelische Christen, und Bekenner der evangelischen Warheit nannten, auch einen Wandel führen sollten, der ihr Bekenntniß bestättigte, und nicht demselben geradezu widerspräche.

Nunmehr brach endlich der Unwille des Kaisers mit Gewalt über die Protestanten aus. Stolz auf seine Macht, und auf die Hülfe seiner Bundesgenossen, besonders des Pabsts, ließ er sich izt deutlich merken, daß er gesonnen sei, den schmalkaldischen Bund zu trennen, und die beiden Häupter desselben empfindlich zu züchtigen. Dennoch sollte es durchaus nicht das Ansehen haben, als ob man einen Religionskrieg führen wollte, damit auch evangelische Fürsten und Stände entweder in das kaiserliche Interesse gezogen, oder doch zur Neutralität bestimmt würden. Unter den Erstern zeichnete sich vorzüglich der Herzog und nachmalige Kurfürst von Sachsen, **Moriz**, aus, und der Leztern waren nicht wenige, so sehr sich auch der schmalkaldische Bund um neue Bundesglieder bewarb, und laut darüber schrie, daß er selbst von evangelischen Fürsten nicht nur verlassen; sondern auch öffentlich angefochten, und feindlich behandelt würde. Aber die Zeit des Bewerbens um neue Bundesverwandten war nun fürüber. Die beiden Bundeshäupter hatten sie, wie wir wissen, über ihren Mishelligkeiten und Bedenklichkeiten ungenüzt verstreichen lassen, da indessen der staatskluge Kaiser unermüdet an der Realisirung seines Plans arbeitete.

Indes-

Indessen hätte der heilige Vater dem Kaiser diesen Plan beinahe verrückt. Während daß dieser sich eifrigst bemühte, die ganze Welt zu überreden, daß der Krieg in keine Wege ein Religionskrieg sei, sondern daß er nur die Ruhe im Reich wieder herstellen, und einige unruhige und rebellische Stände, die sich seinen Verordnungen widersezt, und gegen seine Majestät vergangen hätten, züchtigen wollte, ließ dieser die Gründe, welche ihn bewogen hätten, an dem Krieg Antheil zu nehmen, bekannt machen und versicherte die Welt in öffentlichem Druck, daß man wirklich einen Religionskrieg führe. Er äuserte in einer zu dem Ende ausgefertigten Ablaßbulle, daß er sichs von ie her zur Angelegenheit gemacht habe, den Weingarten des Herrn zu reinigen, und das Unkraut der Kezerei, welches der böse Feind darinnen ausgestreut hätte, auszuiäten. Er hätte zwar anfänglich alle gelinde Mittel versucht, auch sogar, den eignen Begehren der Kezer zu Folge, ein allgemeines Concilium ausgeschrieben und berufen, da aber mit diesen halsstarrigen Leuten schlechterdings nichts auszurichten gewesen, und man an ihrer Besserung gänzlich verzweifeln müssen, so habe sich der Kaiser, sein liebster Sohn entschlossen, das Schwert gegen die Kezer zu gebrauchen. Er der Pabst, sei nunmehr entschlossen diesen heiligen und löblichen Eifer des Kaisers nach dem Vermögen der römischen Kirche zu befördern. Alle Christglaubige aber, sollten dieses gottselige Vorhaben besten Vermögens befördern, für das Glück der kaiserlichen Waffen Gebete anstellen, Allmosen geben, zweimal in der Woche

fasten, und überhaupt die geistlichen und weltlichen Waffen zu endlicher Ausrottung der Ketzerei gebrauchen. Dafür verlieh ihnen der heilige Vater die himmlische Belohnung eines vollkommenen Ablaßes aller ihrer Sünden, in Macht des Allmächtigen Gottes, und der heiligen Apostel Petri und Pauli. *)

Die Geschichforscher sind über die Beweggründe, warum der Pabst diesen Schritt that nicht einig. Einige behaupten es sei wirklich ächter Pabstsgeist und blose Bigotterie gewesen, und er habe dabei keine andre Absicht gehabt, als, so zu sagen, das Kreuz wider die Ketzer zu predigen, und den Religionshaß der eifrigen Papisten um destomehr anzufeuern. Er schikte auch seinen Legaten, den Kardinal Farnese mit seinen Völkern nach Deutschland, und dieser erbot sich, mit dem Kreuz vor der Armee herzuziehn, allein der Kaiser wollte es ihm nicht gestatten. **) Vielleicht könnte dieser Umstand als ein Beweiß der angeführten Behauptung gelten. Aber der grössere Theil der Geschichtkundigen behauptet dagegen: es sei keineswegs Bigotterie, sondern wirklich feine Politik gewesen, daß der heilige Vater mit seiner Ablaßbulle in die Absichten des Kaisers hinein tölpelte. Daß der Krieg durchaus nicht als Religionskrieg angekündigt werden sollte, stand in diesem Plane; aber dem Pabst konnte es nicht recht seyn. Der Pabst, sagen sie, sah izt ein, wie unvorsichtig er gehandelt habe, daß er alle seine Kräfte aufgeboten, die furchtbare Macht des Kaisers noch furchtbärer zu machen. Er glaubte vor-

*) Robertson, B. III. Roos, B. II. Anh. p. 926.
**) Robertson B. III.

vorauszusehen, daß der Kaiser, wenn er sich das Reich völlig unterwürfig gemacht hätte, auch in der Religionssache eigenmächtige Verfügungen treffen würde, ohne den römischen Stul erst dabei zu Rath zu ziehen. — Freilich schröckliche Betrachtungen für den Innhaber des Stuls Petri! — Um nun diesen Geckenstreich wieder einigermassen zu verbessern, und die deutschen Stände evangelischer Religion, die den Vorstellungen des Kaisers geglaubt hatten, aufmerksam und mistrauisch zu machen, und der Macht desselben dadurch Abbruch zu thun, ließ er die Ursachen, warum er mit dem Kaiser ein Bündniß gemacht hätte, bekannt werden. — Beide Meinungen haben Wahrscheinlichkeit für sich, und wenn wir uns auch nicht die Mühe geben, ihre Triftigkeit gegen einander abzuwägen, so bleibt wenigstens immer so viel gewiß, daß der Pabst, als er das Bündniß mit dem Kaiser schloß, ein ganz anders Betragen von Seiten des Monarchen sich versprach, und mehr voraussezte, als dieser hernach wirklich annahm, und daß dieses ihn äuserst befremdete. Daher kam es, auch, daß er seine Hülfstruppen, die er dem Kaiser unter dem Kommando seines Enkels Farnese zugeschikt hatte, sehr zeitig wieder zurükberief, und denselben durch diesen Schritt, der wirklich weit wichtiger war, als der mit der Ablaßbulle, in nicht geringe Verlegenheit sezte, indem der Abmarsch der päbstlichen Truppen ganz unvermuthet, und sehr eilfertig bewerkstelligt wurde.

Was nun die ersterwähnte Ablaßbulle betrift, so war der Kaiser freilich sehr ungehalten über die

seine Stück Arbeit, wodurch ihm der Pabst seine grosen Entwürfe wo nicht zu vereiteln suchte, doch vereiteln konnte. Da aber die Sache einmal geschehen war, so stellte er sich, als ob sie ihn ganz und gar nicht angienge, und fuhr fort, zu behaupten, daß der Krieg, den er mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen führte, mit der Religion ganz und gar nichts zu schaffen habe.

Es ist im vierten Bändchen dieser Geschichte so ausführlich, als es unser Plan erlaubt, erzählt worden mit welchem Glück dieser Krieg von beiden Theilen geführt wurde. Damals befand sich Deutschland gewiß in einer sehr kläglichen Verfassung. Der evangelische Bund war zerrissen, die Häupter desselben in der Gewalt des Kaisers, einzelne Glieder des Bundes wurden auf das tiefste gedemüthigt, unerhörte Brandschatzungen eingetrieben, die Vestungen der Verbundenen geschleift, oder von den kaiserlichen Völkern in Besiz genommen, und eine Menge schweres Geschütz aus denselben weg, und nach den kaiserlichen Landen abgeführt. Sowol die gefangenen oder gedemüthigten Fürsten, als auch die Städte und ihre Bürger und Unterthanen beseufzten das Unglück, das sie betroffen hatte, zwar bitterlich, und schrien Rache über die Urheber desselben, besonders über den Geiz und die Grausamkeit der spanischen und italiänischen Völker, welche sich, wo sie nur hinkamen, alles erlaubten, was Uebermuth und Religionshaß einem siegenden Feind nur immer eingeben kan, und über den Herzog Moriz von Sachsen, dem sie die meiste

Schuld

Schuld ihrer Bedrängnisse beimassen. Sie beschwerten sich laut und in den härtesten Ausdrücken, daß er, ein ihrer Religion zugethaner Fürst, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, auf die Seite des Kaisers getreten war, und seinen Anverwandten seinem Privathaß aufgeopfert hatte. Bei allen diesen gefährlichen Umständen und traurigen Aussichten aber blieben sowol die gefangenen Fürsten, als auch ihre übrigen Glaubensverwandten ihren einmal angenommenen Religionsgrundsätzen getreu, und wenige waren, welche sich durch Menschenfurcht bewegen liessen, nur einige Schritte zurük zu thun.

Der Kaiser, der bisher, sehr ernstlich, wiewol mit schlechtem Erfolg, darauf gedrungen hatte, daß sich die Protestanten den Aussprüchen des Conciliums zu Trident unterwerfen sollten, faßte nunmehr, vielleicht weil es ihn auf den Pabst verdroß, daß er ihn nicht länger unterstüzt hätte, einen Entschluß, den dieser längst vermuthet hatte. Er sann daher auf Gegenanstalten; und die erste davon war, die Mahlstadt des Conciliums zu verändern, welches ihm zu Trident nicht recht seinen Absichten gemäß zu seyn dünkte. Er gab demnach seinen Legaten geheime Befehle, Mittel dazu aufzufinden. Diese waren bald gefunden. Einige Väter des Conciliums wurden krank, und starben. Nun war ungesunde Luft und Pestilenz zu Trident, und einer ansteckenden Seuche werden sich doch päbstliche Legaten nicht Preiß geben? Wer konnte es ihnen nun verdenken, wenn sie sich baldmöglichst aus einem so ge-

fährlichen Ort wegmachten? Dieses thaten sie nun auch mit aller möglichen Eilfertigkeit, und verlegten die Versammlung nach Bologna. Hiemit waren aber die Bischöfe kaiserlicher Partei ganz und gar nicht zufrieden, vermuthlich weil sie wußten, daß es der Kaiser nicht wol aufnehmen würde, wenn sie das Betragen der päbstlichen Partei billigten. Sie liessen also die Kardinäle mit ihrem Anhang abreisen, und blieben zu Trident zurük. Es fand sich, daß sie wol gethan hatten. Denn sie erhielten bald nach der Abreise der päbstlichen Legaten einen kaiserlichen Befehl, zu Trident zu bleiben.

„Dem Kaiser„ sagt Herr Roos, *) „war „das Concilium zur Erreichung seiner Absichten „höchst nothwendig.„ Freilich, aber nicht im strengsten Verstande des Worts: nothwendig; wenn der Pabst das Concilium von Trident nicht auf die erzählte Art wegprakticirt hätte, wäre es dem Kaiser vielleicht zur Erreichung seiner Absichten nicht so nothwendig gewesen. Aber izt, da die päbstliche Politik abermal einen Geckenstreich gemacht hatte, izt war es freilich nothwendig, in sofern nämlich, daß es nicht in Italien gehalten würde. Nun nahm der Kaiser, der den Päbsten seiner Zeit immer an Politik überlegen gewesen, seine Zuflucht zu seiner gewöhnlichen Verstellungskunst. Er ließ dem Pabst durch seine Gesandten ernstlich vorstellen, daß es gar nicht wol gethan sei, die Kirchenversammlung aus Deutschland nach Italien zu verlegen. Dem heiligen Vater müsse es bekannt

seyn,

seyn, wie sehr die Stånde des deutschen Reichs auf eine deutsche Mahlstadt der Kirchenversammlung gedrungen håtten, und wie schwerlich sie sich bequemen würden, eine italiånische zu genehmigen. Und eben izt, da der Kaiser hoffen könnte, daß sich die Deutschen den Schlüssen des Conciliums unterwerfen würden, verrücke ihm der Pabst seinen ganzen Plan, und vereitle seine Absichten. Er ersuche ihn demnach **im Namen der ganzen deutschen Nation** — das war wol ein wenig zu viel gesprochen — daß er das Concilium ohnverzüglich wieder nach Trident zurükberufen möchte. Im Entstehungsfalle sollte sein Gesandter in Gemeinschaft mit andern königlichen und fürstlichen Gesandten feierlichst wider die Schlüsse des Conciliums zu Bologna protestiren.

Der Pabst beantwortete die Antråge des Kaisers auf die einfåltigste Weise, die man sich denken kan. Er, dem vermöge seiner Infallibilitåt nichts eher zukam, als einen entscheidenden Spruch zu thun, er, der noch immer nicht eingestehen wollte, daß das Ansehen eines Conciliums über das påbstliche Ansehen sich erstreke, verwies die kaiserlichen Abgeordneten an die hochwürdigen Våter des Conciliums zu Bologna. Deren Einsichten und Ueberlegung wolle er die Entscheidung der Sache heimstellen. Es ist zu bewundern, wie er sich so sehr vergessen konnte, eine solche Antwort zu geben. Denn man durfte nur gemeinen Menschenverstand haben, um einzusehen, daß die Våter zu Bologna, die auf seinen Wink Trident verlassen hatten, nichts

anders

anders beschließen würden, als was er ihnen in den Mund geben würde.

Auf eine solche Weise durfte nun ein Pabst gegen Karln den V. nicht agiren, der sich wol zu besinnen wußte, daß er der Monarch wäre, der einst einen Klemens den VII. für seine Ränke empfindlich genug gezüchtigt hatte. Die angedrohte Protestation erfolgte wirklich, und zwar in Ausdrücken, die weder der Würde des Pabsts noch dem Ansehen des Conciliums die erwartete Ehrerbietung gewährten. Den Schluß der Protestation machte die Drohung: daß er, weil der Pabst und die Väter zu Bologna seinem billigen Ansuchen kein geneigtes Gehör verliehen, sich nun selbst, als deutscher Kaiser, und Beschützer der Kirche, der Sachen gebührendermassen annehmen, und die Synode zu Trident bei ihren Rechten schüzen werde.

Das war nun freilich ein garstiger unvermutheter Strich in die Rechnung seiner Heiligkeit und Ihrer Partei. Doch sie ermannten sich, wie sich Unverschämtheit immer zu ermannen pflegt, mit Pralen und Pochen. Die Väter zu Bologna erklärten sich, daß sie lieber ihr Leben lassen, als zugeben wollten, daß der Kaiser oder irgend eine weltliche Obrigkeit in Sachen, die lediglich für ihre Gerichtsbarkeit gehörte, Aussprüche thun sollte. Der Kaiser wäre zwar der Beschüzer der Kirche, aber auch ihr Sohn, und in keine Wege ihr Oberhaupt.

Dieser Troz war es eben, was der Kaiser erwartet hatte. Denn nun konnte er sich füglich über die Unbiegsamkeit des Pabsts und seiner Prälaten

beschwe-

beschweren, und seinen Vorsaz, die Kirchensachen in Deutschland nach eignem Belieben anzuordnen, desto scheinbarer durchsetzen. Und dieser Vorsaz war nichts anders, als abermal eine Interimsreligion einzuführen. In den gegenwärtigen Umständen dachte er, da er sich dem gesammten Reich so fürchterlich gezeigt hatte, würde ein solches Unternehmen weit weniger Widerstand finden, als ehehin. Ganz betrog ihn dieser Gedanke nicht; allein er war doch, wie wir in der Folge sehen werden, nicht im Stande, die Sache so hinauszuführen, wie er sich vorgesezt hatte.

Er hielt eben damals, (1548.) einen Reichstag zu Augsburg, wo er sich in aller Grösse, die ihm seine bisherigen Siege gaben, von einem beträchtlichen Theil seines Kriegsheers begleitet und umgeben, zu nicht geringem Schrecken der deutschen Reichsstände zeigte. Diese benachrichtigte er nunmehr, daß seine Vorstellungen wegen des Conciliums bei dem Pabst schlechten Eingang gefunden hätten, und daß er sich genöthigt sähe, andre Wege zur Vergleichung der streitigen Religionssache einzuschlagen. Man möchte demnach eine Kommission von Gelehrten niedersezen, welche eine Vergleichungsformel ausarbeiten, und der Reichsversammlung übergeben sollten, um sich darüber zu berathschlagen. Der katholische Theil der Reichsversammlung dankte dem Kaiser für seinen Eifer, die Religionseinigkeit im Reich herzustellen, und überliessen das ganze Geschäfte lediglich seinen Einsichten. Und

die

die schwächere Partei muste sich unter den vorwaltenden Umständen wol hüten, ihre Meinung frei zu sagen.

Die Gelehrten, welche zu diesem Geschäfte aufgestellt wurden, waren zween Katholiken und ein Protestant. Die beiden erstern waren der bereits bekannte Julius Pflug, den der Kaiser nach Eroberung der kursächsischen Lande wieder zum Bischof von Naumburg eingesezt hatte, und Michael Helding, Weihbischof zu Mainz und Titularbischof zu Sidon, (in partibus infidelium) daher er auch insgemein Sidonius genannt wird. Der leztere war Johann Agricola von Eisleben. Er war an diesem Orte im Jahr 1492. geboren, studirte zu Wittenberg unter Luthern und Melanchthon, und Luther erzeigte ihm viele Freundschaft, und würdigte ihn eines freien Zutritts. Auf Luthers Empfehlung gab ihm Graf Albrecht von Mansfeld 1526. das Schulrektorat zu Eisleben. Aber diese Sphäre war für seinen unruhigen Geist zu enge, und seiner unordentlichen Lebensart gar nicht angemessen. Er verlangte 1530. seine Entlassung, und erhielt sie auch. Hierauf gieng er nach Wittenberg, und erhielt von dem Kurfürsten ein Gehalt, nebst der Vergünstigung zu predigen und öffentliche Vorlesungen zu halten. Hier unterschied er sich nun durch besondre Meinungen, welche dem System Luthers ganz entgegen waren. Unter andern verwarf er die Anwendung des mosaischen Gesezes auf Christenreligion ganz, und erregte durch diese Behauptung einen sehr scharfen theologischen Streit, der unter

dem

dem Namen des antinomischen Streits, oder des Schriftwechsels über die Gesezstürmerei in der polemischen Litteratur bekannt ist. Wenn seinen Gegnern Glauben beizumessen ist, so lehrte er auch noch gefährlichere Säze, welche dem nachmaligen iesuitischen System des Probabilismus sehr nahe kamen, z. B. der Glaube an Christum könne auch neben dem Ehbruch und andern Lastern wol bestehen, u. d. g. Der theologische Streit, den er über seine Säze mit Luthern und Melanchthon führte, gedieh endlich, verschiedner harten Beschuldigungen wegen, die er gegen Luthern bei dem Kurfürsten eingeklagt hatte, zu einem gerichtlichen Proceß, und Agricola, der sich diese Beschuldigungen nicht zu erweisen getraute, gieng, ob ihm gleich verboten war, vor Austrag der Sache Wittenberg zu verlassen, nach Berlin. Der Kurfürst von Brandenburg nahm ihn gnädig auf, und suchte nun die Sache zu vermitteln. Da der Gegentheil aber ausdrüklich darauf beharrte, daß an keinen Vergleich zu denken sei, woferne Agricola nicht seine irrigen Säze widerriefe, so bequemte sich dieser, um an seinem zeitlichen Glück nicht zum Verräther zu werden, ohne weiters hierzu, und widerrief, was er bisher behauptet hatte, in einer öffentlichen Schrift, in der bündigsten und feierlichsten Form, und in dem demüthigsten und reuvollesten Tone. *) Ein Zug, der die Niederträchtigkeit seines Charakters deutlich verräth. Denn sein Widerruf war ein Beweis, daß er nicht aus innerer Ueberzeugung und ächter Warheitsliebe, sondern aus

Neue-

*) Roos, B. III. p. 468. 469.

Neuerungssucht und Begierde sich zu unterscheiden, Luthern widersprochen hatte. Und sein nachmaliges Betragen zeigte, daß er fähig war, alles zu billigen, zu lehren und zu behaupten, was zur Vermehrung seines Privatvortheils etwas beitragen konnte.

Dieser Mann und seine beiden katholischen Kollegen machten also das Triumvirat aus, welches ein Religionssystem für das deutsche Reich — wie man zu sagen beliebte, aber eigentlich für die Protestanten, denn für die Katholischen blieb ja das Interim unverbindlich, und konnte der alten Religion keinen Eintrag thun — zuwege bringen sollten. An Gelehrsamkeit und theologischen Einsichten fehlte es keinem von allen dreien: allen aber fehlte Warheitsliebe und Rechtschaffenheit. Ihr Privatinteresse war das Ziel aller ihrer Absichten und Handlungen; und so konnten sie freilich auf nichts anders denken, als sich vor allen Dingen des Beifalls des Kaisers und der katholischen Fürsten zu versichern.

Das herrliche Werk, das sie zusammenschmiedeten, oder das sogenannte augsburger Interim war seiner Urheber ganz würdig, und hätte von Niemanden, als allenfalls von den Vätern zu Bologna nachtheiliger für die Protestanten abgefaßt werden können. Es bestand aus sechs und zwanzig Artickeln, und authorisirte Gebräuche und Ceremonien, wogegen Luther am ärgsten geeifert hatte, vom neuen. Messe; Processionen, Horae canonicae, lateinisches Chorgeplärr, Vigilien, Seelmessen, Litaneien, Fasttäge und abergläubische Einweihungen und Segnungen, das waren Dinge, welche

aller-

allerdings bis zur hocherleuchteten Entscheidung eines im heiligen Geist versammelten Conciliums unverändert beibehalten werden sollten. Ueber die Gültigkeit der Priesterehe sollte — weil man ia so viele bereits vollzogne Ehen der Geistlichen nicht auf einmal trennen konnte — das Concilium gleichfalls entscheiden. Die Communion unter beiderlei Gestalt wurde gleichfalls bis zur Entscheidung des Conciliums für zuläßig erklärt; nur sollten dieienigen, die sich derselben gebrauchten, auch glauben, daß dieienigen die unter einerlei Gestalt kommunicirten, das heilige Abendmahl eben sowol als sie, nach Christi Einsezung genäßen. Lauter Forderungen, welche die Protestanten nicht eingehen konnten, wenn sig nicht Luthers Lehrsystem entsagen, und förmlich wieder zur römischen Kirche zurük kehren wollten. Als die Stümperei fertig war, machten noch ein Paar spanische Mönche, **Malvenda** und **Dominikus a Soto**, des Kaisers Beichtvater, Zusäze und Verbesserungen dazu, die aber weder dem Bischof Julius Pflug, noch dem Kaiser selbst, recht gefallen wollten, daher sie auch, auf Befehl des Leztern, den Protestanten nicht publicirt wurden.

Das Interim war indessen den katholischen und evangelischen Ständen Deutschlands gleich unangenehm. Die Erstern hatten sich zwar, was sie, und ihre Religion anbetraf, wenig oder nichts darum zu bekümmern, da man an nichts weniger dachte, als es den Anhängern der alten Religion aufzudringen; aber eben weil sie dieser sogenannten alten Religion recht

eifrig zugethan waren, so hegten sie das völlig ungegründete Vorurtheil, man habe den Protestanten zu viel eingeräumt. Die Protestanten konnten ihrer Seits nicht finden, daß man ihnen viel, und noch weniger, daß man ihnen zu viel eingeräumt habe. Im Gegentheil konnten sie mit Grunde behaupten, daß das Interim ihrem Glaubensbekenntnisse in den meisten Artikeln entgegengesezt, und diejenigen Punkte, in welchen man ihnen nachzugeben schien, so eingeschränkt, verschraubt und verklauselt waren, daß sie weit mehr dabei verloren, als ihre Gegner. Und überhaupt widersprach der ganze Interimsplan sich offenbar selbst. Laut des Titels war es eine kaiserliche Verordnung und Erklärung, wie es der Religion halber im Heiligen Reich (also allgemein und ohne Einschränkung auf Eine Partei) bis zu Austrag des gemeinen Concilii, gehalten werden solle. In der Vorrede aber hieß es: daß die Stände, so bisher die Ordnungen und Satzungen der gemeinen christlichen Kirchen gehalten, dieselbe auch noch fürder halten, und dabei (ohne Rücksicht auf das so allgemein angekündigte Interim) beständiglich bleiben und beharren sollten. *)

Noch

*) Daß der Kaiser auch den katholischen Ständen eine Formulam reformationis (Mogunt. 1548. f.) publiciren ließ, Roos B. III. Aug p. 991. Anm. geschah nach aller Wahrscheinlichkeit nur zum Schein. Erstlich konnte er kaum hoffen, daß diese Reformationsformel befolgt werden würde, und dann gieng er ihnen nicht einmal mit seinem Beispiel vor, und befolgte sie in seinen Staaten.

Noch auffallender war das hinterlistige Betragen der katholischen Partei bei der wirklichen Publikation des Interims. Der Kaiser ließ es am 15 Mai 1548 der Reichsversammlung vorlegen, und öffentlich ablesen. Als dieses geschehen war, so dankte der Kurfürst von Mainz, ohne vorher gewöhnlichermassen die übrigen Reichsstände um ihr Gutachten zu befragen, dem Kaiser im Namen des ganzen Reichs für seine väterliche Sorgfalt und Bemühung in Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten, mit dem Beisaze, daß es billig sei, dieser kaiserlichen Verordnung den gebührenden Gehorsam zu leisten, weil man kaiserlicher Maiestät die Beendigung dieses Geschäfts unbedingt heimgestellt und überlassen habe. Der Kaiser nahm diese Antwort des Kurfürsten für die bündigste Erklärung an, daß sich alle Reichsstände — die Protestanten waren eigentlich gemeint — dem Interim unterwerfen würden; und nun wurde dieses herrliche Stük in lateinischer und deutscher Sprache gedrukt, und ein kaiserliches Edikt bekannt gemacht, in Kraft dessen sich niemand unterstehen sollte, dagegen zu lehren, zu predigen oder zu schreiben. Die Verfasser des Interims giengen gleichfalls nicht leer aus: Der Kaiser und der König Ferdinand versicherten sie ihrer besondern Huld und Gnade, und belohnten sie königlich. — Die Protestanten spotteten hierüber, und äuserten: die Interimsverfasser hätten den Chrisam deswegen vertheidigt, damit auch sie wol möchten geschmiert werden.

Der Landgraf von Hessen bezeigte sich weniger standhaft im Punkte des Interims, als der Kurfürst von Sachsen. Er war seiner Gefangenschaft herzlich müde, und dachte, wenn er sich in den Willen des Kaisers fügen würde, derselben entledigt zu werden. Daher übergab er dem Kaiser eine schriftliche Erklärung, deren Innhalt seine Absicht ganz verräth. „Er habe, schrieb er, das Interim gelesen. Ob er nun aber gleich nicht alle „Punkte desselben sattsam verstehe, noch aus heiliger Schrift zu erweisen sich getraue, so wolle er „sich doch, in der Hinsicht, daß es sich auf die Aussprüche der alten Kirchenlehrer gründe, zur Annahme desselben verstehen, und die Einführung „desselben in seinem Landen möglichst befördern." Dieser Erklärung fügte er eine dringende Bitte um seine endliche Befreiung bei. Da diese Befreiung nicht erfolgte, so bleibt es ungewiß, ob diese Erklärung des Landgrafen ernstlicher Entschluß, oder nur ein Kunstgrif gewesen, seine Freiheit wieder zu erhalten. Indessen liessen sich seine Prinzen und ihre Theologen hiedurch nicht im Geringsten wankend machen, ob sich gleich der Kurfürst von Mainz ausserordentliche Mühe gab, die Einführung des Interims in den hessischen Landen zu bewirken. Sie behaupteten standhaft, „daß der Kaiser auf das „feierlichste versprochen habe, die Religion solle bis „zur Entscheidung eines freien Conciliums ungekränkt verbleiben. Da nun ihre Religion in heiliger Schrift gegründet, und folglich christlich „sei, so hätten sie nicht nöthig vom Worte Got-

„tes

„tes abzuweichen, und eine Interimsreligion anzu„nehmen.“

Unter denen, die sich aus Gefälligkeit gegen den Kaiser zur Einführung des Interims bewegen liessen, waren die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg die Vornehmsten. Dem Herzog von Würtemberg blieb keine Wahl in seinen damaligen Umständen übrig. In seinem Lande lag noch eine ziemliche Anzahl spanischer Truppen des Kaisers, welche ihn bald zum Gehorsam gezwungen haben würden. Er muste also das Interim, als einen kaiserlichen Befehl annehmen, und seinen Unterthanen bekannt machen lassen. Er that dieses auf eine Art, welche deutlich zu erkennen gab, daß die Bekanntmachung dieser neuen Verordnung keineswegs sein eigner freier Wille, sondern blos eine Folge der gefährlichen und drangvollen Lage wäre, in der er sich befand. Diejenigen Geistlichen, welche sich durchaus weigerten das Interim anzunehmen, entließ er seiner Dienste, und sie musten mit nicht geringer Gefahr — weil ihnen die kaiserlichen Völker nachtrachteten — ihre Sicherheit suchen. Uebrigens hatte die Einführung des Interims im Würtembergischen doch eben keinen zu schnellen Fortgang, zumal im Punkte der Messe, welche vermöge desselben beibehalten werden sollte. Nicht überall waren Geistliche zum Meßlesen vorhanden, an vielen Orten war der zur Messe gehörige Kirchenornat bereits veräusert, und der Herzog, der es dabei bewenden ließ, daß er die kaiserliche Verordnung hatte publiciren lassen, trug weiter keine Sorge, neuen

herbeizuschaffen. Auch wurde noch an vielen Orten die ächte evangelischlutherische Lehre gepredigt; denn die Geistlichen, welche der Herzog aus seinen Diensten entließ, waren nur solche, welche sichs zur Gewissenssache machten, in einem Lande zu bleiben, in welchem ein Religionssystem, das sie einmal für gefährlich und verwerflich erkannt hatten, eingeführt werden sollte *). Und diesen stand auch nicht anderst zu helfen.

Bei den Reichsstädten evangelischer Religion fand das Interim ebenfalls sehr schwer Eingang. Der hierüber aufgebrachte Kaiser beschloß, einige davon empfindlich zu züchtigen, um die übrigen dadurch in Furcht und Schrecken zu versezen. Augsburg und Ulm, denen er izt mit seiner Macht am nächsten war, musten seine schwere Hand am ersten fühlen, und wurden mit offenbarer Gewalt gezwungen, das Interim in ihren Kirchen einzuführen. Dieses Verfahren wirkte, wie man sich leicht vorstellen kan, auf mehrere minder ansehnliche Städte, daß sie sich, aus Furcht, ein gleiches Schicksal zu erfahren, den kaiserlichen Befehlen gleichfalls unterwarfen. Bei diesen Ereignissen muste eine grosse Anzahl evangelischer Prediger, welche das interimistische Glaubensbekenntniß vor Gott und ihrem Gewissen nicht zu verantworten getrauten, ihre Stellen verlassen, und zum Theil mehrere Jahre lang ein unstätes, Gefahr- und kummervolles Leben führen. Manche, welche den kaiserlichen Truppen, besonders den Spaniern in die Hände fielen, musten auch

*) Roos, B. III. Anh. p. 1007. Anm.

auch die gröbsten Beleidigungen, und die niederträchtigste Behandlung erdulden. — Die Stadt Strasburg, welcher der Kaiser ebenfalls sehr heftig mit dem Interim zusezte, half sich endlich durch einen Vertrag, welchen sie mit ihrem Bischof errichtete. Nach demselben wurde der interimistische Gottesdienst zwar in der Stadt eingeführt, iedoch nicht allgemein, indem den Bischof blos drei Kirchen dazu eingeräumt wurden. In solchen Gegenden, wo man die Annäherung der kaiserlichen Waffen nicht so plözlich befürchten durfte, konnte man sich schon dem neuen Religionsbuch mit mehrerer Zuversicht und Nachdruk widersezen. Dieses thaten insonderheit die niedersächsischen Städte, welche nicht allein eine Widerlegung des Interims, zu der sie sich gemeinschaftlich bekannten, dem öffentlichen Druck übergaben, sondern auch ihren Gottesgelehrten erlaubten, so hizig gegen dasselbe in Schriften und Predigten zu Felde zu ziehen, als es ihnen selbsten mochte gefällig seyn.

Diese Hinderungen, welche sich der allgemeinen Einführung des Interims entgegensezten, und die Gährungen die es erregte, minderten den Zorn des Pabsts, und machten, daß er der Sache fast ganz gleichgültig zusah, so sehr auch seine Klerisei wider ein solches Verfahren des Kaisers schrie und lärmte. Er sah izt, daß Karl dieses Geschäfte, wie mehrere seiner Unternehmungen, im Zutrauen auf seine Macht, welche er izt mehr als iemals für unüberwindlich hielt, angefangen habe, daß er es aber nie seinen Absichten gemäß vollenden, und seinem

Souverainetätsplan dadurch mehr schaden als nüzen würde. Dieses war dem heiligen Vater Beruhigung genug. Er machte also nichts weiter aus der Sache, als daß er, weil er ja, seines Amts wegen, ein wenig sauer dazu sehen muste, durch einen Abgesandten dem Kaiser wegen seines eigenmächtigen Verfahrens in Religionssachen Vorwürfe machen ließ, welche eben so kaltsinnig angehört als gemacht wurden.

Daß der Kurfürst Moriz von Sachsen das Interim annehmen würde, daran hatte der Kaiser gar nicht gezweifelt. Er hatte ihn daher unter den ersten dazu aufgefordert: aber der Kurfürst wich seinem Ansinnen anfänglich dadurch aus, daß er dem Kaiser vorstellte, er müsse die ganze Sache erst seinen Landständen vortragen, und ihr Gutachten darüber vernehmen. Wirklich hatte Moriz, als er von den Kurlanden Besiz nahm, seinen Landständen feierlichst versprechen, ihre Religionsverfassung ungekränkt und unverändert zu lassen. Da er ihnen nun die Interimssache vortragen ließ, und diese das neue Religionssystem ihren Theologen zur Einsicht und Prüfung übergaben, so wurde das Interim von diesen, wie leicht zu erachten, verworfen. Inzwischen drang sowol der Kaiser, als der König Ferdinand unaufhörlich in ihn, daß er durch sein Beispiel auch andre Fürsten und Stände bewegen möchte, sich dem Willen des Kaisers nicht ferner zu widersezen. Auch seine Räthe, worunter sich der Bischof von Naumburg, Julius Pflug, befand, lagen ihm in den Ohren, er möchte sich gegen den Kaiser

ser in dieser Sache gefällig bezeigen, und sich nicht mit ihm entzweien. Was den Julius Pflug betraf, so mochte er wol seine Gründe haben, dem Kurfürsten so zu rathen, denn die Einführung des Interims in den sächsischen Kurlanden war seinem Interesse gewiß nicht nachtheilig, und was konnte er überhaupt anders, als das herrliche Stück Arbeit, zu dem er selbst nicht wenig beigetragen hatte, iedermann empfehlen? Aber nicht so leicht war es dem Kurfürsten, einen solchen Rath zu befolgen; und man muß gestehen, daß sich derselbe damals in nicht geringer Verlegenheit befand. Auf einer Seite war er sich bewußt, in wie vieler Verbindlichkeit er gegen den Kaiser, der ihn seines Wunsches, der kurfürstlichen Würde, theilhaftig gemacht, stand; und der Kaiser hatte allemal ein gegründetes Recht, Erkenntlichkeit von ihm zu erwarten. Auch gieng er vielleicht damals noch nicht mit geheimen Entwürfen gegen den Kaiser um; oder sie waren wenigstens doch noch lange nicht reif. Im ersten Falle muste er noch immer von der lebhaftesten Dankbarkeit gegen den Kaiser durchdrungen seyn; und im zweiten muste er befürchten, durch unvermuthete Widersezlichkeit ein Mistrauen zu erregen, welches seine Plane, wo nicht entdecken, doch verrücken könnte. Auf der andern Seite band ihn das seinen Landständen gethane feierliche Versprechen, wozu noch der Haß der ehemaligen schmalkaldischen Bundsgenossen kam, den er sich durch seine Allianz mit dem Kaiser, und durch die Vollziehung der Achtssentenz wider den Kurfürsten Johann Friedrich zuge-

zogen hatte. Sollte er diesem noch nicht erloschenem Haß durch gewaltsame Einführung des Interims neues Feuer geben, und veranlassen, daß das Zetergeschrei gegen ihn, das kaum ein wenig verstummt war, vom neuen begänne?

In solchen zweifelhaften Umständen nimmt man oft seine Zuflucht zu einem Auskunftsmittel, wovon man sich Wunderdinge verspricht, und mehr damit verderbt, als gut macht. Und in diesen Fall gerieth hier der Kurfürst Moriz. Um es weder mit dem Kaiser, noch mit seinen Landesständen zu verderben, schlug er folgenden Weg ein. Er hielt fünf verschiedene Landtäge oder Convente, zu Meissen, Pegau, Torgau, Celle und Jüterbock, zu welchen die Vornehmsten seiner Theologen berufen wurden. Die Hauptgegenstände ihrer Untersuchungen war der Artikel von den Mitteldingen, oder solchen Ceremonien, welche man in ieder Kirche als gleichgültige Dinge beibehalten dürfe, C. de Adiaphoris, und die Theologen sollten bestimmen, welche von diesen Ceremonien auch in der evangelisch-lutherischen Kirche, als dergleichen Mitteldinge beibehalten werden könnten. Nachdem man sich lange darüber berathschlagt, und der Kurfürst Moriz mit dem Kurfürsten von Brandenburg über die Sache eins geworden, so erhielten die wittenbergischen Theologen, Philipp Melanchthon, Paul Eber, Johann Bugenhagen (Pomeranus) Georg Maior, und der Superintendent zu Leipzig, Pfeffinger, Befehl, eine Schrift zu verfassen, worinn das Resultat ihrer bisher gepflognen Unter-

hand-

handlungen enthalten seyn sollte. Diese Schrift kam auch wirklich zur Reife, und wurde 1548. auf einem Landtag zu Leipzig öffentlich bekannt gemacht, daher sie auch den Namen des leipziger Interims erhalten hat. Wir können den Innhalt dieser Schrift hier so wenig, als des augsburger Interims anführen, und müssen uns blos auf solche Schriften beziehen, wo mehr davon zu finden ist; *) so viel aber müssen wir doch bemerken, daß sie fast nichts anders war, als das leibhafte augsburger Interim, welches man nun desto leichter in Sachsen einzuführen hofte, da es die vornehmsten sächsischen Theologen genehmigten und empfahlen. — Im Eingang wurde iedermann eifrigst vermahnt, kaiserlicher Maiestät gebührlichen Gehorsam zu leisten, d. i. sich zu dem Interim zu bekennen; und fast alle Ceremonien, welche das augsburger Interim für Adiaphora erklärte, und ferner mitzumachen befahl, wurden auch in diesem leipziger Interim dafür angenommen, und zu halten befohlen, so abergläubisch und läppisch auch die meisten derselben waren.

Bei Luthers Lebzeiten würde ein solches Stück Arbeit schwerlich aus den Händen wittenbergischer Theologen gekommen seyn. Aber der muthige unerschütterliche Mann war nicht mehr, und Melanchthon, der sanfte friedsame Gottesgelehrte, der alles nachgab, um Friede zu erhalten, hatte izt freien Raum. Er hatte den meisten Antheil an dem leipziger

*) Biecks dreifaches Interim p. 361 - 386. Roos B. III. Anh. p. 1009. 1010.

ziger Interim, und man muß gestehen, daß dieß-mal nicht ächte Warheitsliebe, wie ehemals, sondern ängstliche Furcht für dem Kaiser, und übertriebne Gefälligkeit gegen den Kurfürsten seine Feder führten. Es war in der That zum Erstaunen, wie der Mann, der den grösten Antheil an der Bestimmung und Berichtigung des Lehrsystems augsburgischer Konfession hatte, izt die abergläubigsten und ärgerlichsten Possen und Gaukeleien für gleichgültige Dinge, die man wol mitmachen könnte, ankündigte.

Durch diese Schwachheit — denn weiter war es doch wol nichts, was auch die Verläumdung daraus zu machen suchte — schadete Melanchthon seinem Ruhme nicht wenig, und erweckte sich eine Menge der giftigsten Gegner. In Sachsen selbst stiftete das Interim grosse Zerrüttungen. Die Leute merkten bald, daß zwischen dem augsburger und leipziger Interim wenig oder gar kein Unterschied sei. Daher beschwerten sie sich laut, daß man ihnen das Pabstthum vom neuen aufdringen wollte, und weigerten sich, das Interim anzunehmen. Es war vergeblich, daß man diejenigen Prediger, welche am unzufriedensten mit der Interimsgeschichte waren, und am heftigsten dagegen eiferten, absezte: es war dennoch mit der Einführung des Interims nicht durchzukommen, und der Kurfürst wuste sich, nach allem, was er bisher unternommen, um sich dem Kaiser gefällig zu bezeigen, doch nicht anderst zu helfen, als daß er unterm 4 Jul. 1549. seine vornehmsten Amtleute schriftlich versicherte, daß er bei

der

der Lehre Luthers und der augsburgischen Konfeßion für seine Person beharren, und seine Unterthanen dabei schüzen wolle.

Eine andre unangenehme Folge des Interims waren die mancherlei Streitigkeiten, welche durch dasselbe veranlaßt wurden. Man kan sich leicht denken, daß es die aufmerksamern Gegner recht scharf werden geprüft, und keine Mühe gespart haben, es in einem verhaßten Licht darzustellen. Man blieb nicht bei einer allgemeinen Prüfung stehen. Man hob einzelne Säze aus und fand in iedem derselben eine neue Kezerei. Und eine Kezerei wittern, und ihr nicht sogleich Fehde ankündigen, das wäre in ienen polemischen Zeiten ein Fehler gewesen, dem man einem rüstigen Theologen beinahe für unverzeihlich ausgelegt hätte. Man zog daher wider die Verfasser und Freunde des Interims, welche man Adiaphoristen, Synergisten, Maioristen ꝛc. nannte, — Namen mit welchen sie sich noch in der Kezergeschichte unterscheiden — zu Felde, schimpfte sie gehörig aus, ward wieder geschimpft, und begann den Kampf vom neuen. Diese unseligen Streitigkeiten gereichten der evangelischem Kirche zum grossen Nachtheil. Denn sie wurden nicht nur in öffentlichen Schriften und auf den akademischen Kathedern, sondern auch auf den Kanzeln mit der grösten Heftigkeit geführt, folglich die Gemüther der Zuhörer gegen andre, welche nicht wie sie dachten und glaubten, mit Bitterkeit und Groll erfüllt, und wahre Gottesverehrung und Erbauung über dem polemischen Kram vergessen. Ja, diese Streitig-

keiten

keiten dauerten so unsinnig hizig fort, daß man sich noch lange nach dem paßauer Vertrag und Religionsfrieden, worinnen das Interim aufgehoben, mithin die Ursache des ganzen Zwists aus dem Weg geräumt wurde, immer so eifrig, als vorhin, damit schleppte. Hatte also der Kaiser mit seinem Interimsproiekt seinen eigentlichen Endzweck nicht erreicht, so hatte er doch einen Zankapfel unter die Protestanten geworfen, welcher Uneinigkeiten genug unter ihnen erwekte.

Im Jahre 1549. erfolgte die Achtserklärung der Stadt Magdeburg, woran hauptsächlich Ursache war, daß sie sich beharrlich weigerte, das Interim anzunehmen. Es ist bereits gemeldet worden, wie sich der Kurfürst Moriz von Sachsen die ihm übertragne Vollziehung der Achtssentenz zu Nuzen zu machen wuste. Gegen das Ende des Jahrs starb auch der Pabst Paul der III. und nun drang der Kaiser ernstlich in dessen Nachfolger, **Julius** den III. daß er das Concilium zu Trident wieder zusammenberufen und fortsezen sollte. Der heilige Vater und das heilige Kollegium zogen die Sache in Ueberlegung, beschlossen die abermalige Zusammenberufung des Conciliums nach Trident, und liessen dem Kaiser und dem König in Frankreich ihren gefaßten Entschluß melden.

Der Kaiser hatte auch im erwähnten Jahre einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, den er im folgenden (1550) eröfnete. Sein Vortrag bei den versammelten Reichsständen bestand aus folgenden Punkten: „Das Concilium, zu dessen Fort-

„sezung

„sezung sich der Pabst entschlossen habe, solle be„schickt, und die Aussprüche desselben als entschei„dend angenommen, das Interim unter den Pro„testanten allgemein eingeführt, die noch übrigen „Rebellen bestraft, die geistliche Gerichtsbarkeit fest„gesezt, und die von den Protestanten veräusserte „Kirchengüter wieder erstattet werden.“ Was den Punkt des Conciliums betraf, so protestirten die Gesandten des Kurfürsten Moriz, aus den mehrmalen bei dergleichen Protestationen angeführten Gründen, abermal dawider. Auch in den andern Punkten kam ausser der Belagerung der Stadt Magdeburg, nichts Erhebliches zu Stande, obschon der Abschied fast eben so, wie die Proposition lautete.

Das Concilium zu Trident hätte, nach dem Ausschreiben des Pabsts, bereits mit dem Maimonate des Jahrs 1550. abermal beginnen sollen; aber ein Krieg, der in Italien entstand, — der Kaiser wollte dem Nepoten des verstorbenen Pabsts, Oktavio Farnese, das Herzogthum Parma entreissen, und es mit Mailand vereinigen — verhinderte die italiänischen Bischöfe nach Trident zu rufen. Unterdessen bereitete sich der Kurfürst von Sachsen besten Fleißes auf das Concilium vor. Er befahl dem Melanchthon, einen Aufsaz des evangelischen Lehrbegrifs abzufassen, der zu Trident übergeben werden sollte. Diesen Befehl befolgte Melanchthon gewissenhaft: sein Aufsaz war eine Wiederholung der augsburgischen Konfession, und erwarb sich den vollkommenen Beifall aller Protestanten. Hierauf bewarb sich Moriz um Geleitsbriefe für seine Theologen.

gen. Er äuserte gegen den Kaiser seine Besorgniß, man möchte gegen sie nach dem edeln Grundsatze, einem Kezer sei man nicht schuldig Wort zu halten, verfahren. Er verlangte daher sicheres Geleit für sie, das ihnen im Namen des Conciliums sollte gegeben werden, und zwar in der nämlichen Form, wie es die Böhmen von dem Concilium zu Basel erhalten hatten. Der Kaiser gab zwar seinen Abgeordneten den Auftrag, den sächsischen Theologen bei den Vätern des Conciliums ein sicheres Geleit nach dem Begehren des Kurfürsten zu bewirken: allein das war eine Sache, worüber man erst bei dem heiligen Vater zu Rom anfragen muste: da dann endlich eine Geleitsformel herauskam, deren Dunkelheit und Zweideutigkeit einem Protestanten unmöglich gefallen konnte.

Um diese Zeit fiengen verschiedene Fürsten an, Mißtrauen in die Absichten des Kurfürsten zu sezen, weil die Truppen, welche der Herzog Georg von Meklenburg unter allerlei Vorwand hielt, Unordnungen stifteten, und wo sie hin kamen, allen Muthwillen trieben. Die drei geistlichen Kurfürsten, deren Ländern diese Gäste am nächsten waren verliessen daher Trident und eilten nach Hause. Sie schrieben dem Kaiser, daß die dringende Noth und Gefahr ihrer Unterthanen sie zu diesem Schritt gebracht habe: dieser aber, dem Morizens Handlungen noch immer unverdächtig schienen, und dem an der Fortsezung des Conciliums, dem Ansehen nach, Alles gelegen war, mißbilligte ihre Abreise auf das höchste. Der Kurfürst, der noch immer allen

Arg-

Argwohn vermeiden wollte, beschickte das Concilium durch seine Abgeordneten. Diese hatten in ihrem Auftrag ausser der bekannten Forderung wegen des sichern Geleits noch die alte Protestation, daß dem Pabst der Vorsiz bei dem Concilium nicht gebühre, sondern daß er sich den Aussprüchen desselben unterwerfen, und alle anwesende Bischöfe von ihren Pflichten gegen ihn losgezählt werden sollten, damit sie ihre Stimmen desto freier geben können. — Nachdem sie diese ihre Aufträge den kaiserlichen Abgeordneten bekannt gemacht hatten, erhielten sie von diesen zur Antwort: daß ihnen das sichere Geleit für ihre Theologen nach ihrem Verlangen würde ertheilt werden; ihre übrigen Forderungen aber seien theils übertrieben, theils unzeitig, sie sollten also von denselben abstehen. Mit diesem Bescheid wurden sie entlassen. Als sie aber nachmals untersüchten, was für Geleitsbriefe sie bekommen hatten, fanden sie eine Formel, welche von derienigen, die sie zum Muster vorgeschlagen hatten, ganz verschieden war, und ihren Theologen wenig Sicherheit zu versprechen schien. Daher drangen sie, in der ersten feierlichen Audienz, die sie in der Bewohnung des Kardinallegaten in Gegenwart aller Gesandten und Bischöfe hatten, auf alle ihre Forderungen, welche sie zugleich schriftlich einreichten. Man entließ sie mit dem Bescheid: „Das Concilium werde alles reiflich überlegen, und dann wegen ihrer Forderungen das Weitere verfügen.„

Die Freimüthigkeit der kursächsischen Gesandten, mit welchen sich die herzoglich würtembergischen ver-

einigt hatten, erhielt sogar den Beifall der anwesenden spanischen Bischöfe und Prälaten, welchen der übermüthige Stolz der päbstlichen Legaten längst mißfällig war. Sie freuten sich heimlich, daß die Deutschen Muth genug hatten, das zu sagen, was sie sich nicht zu sagen getrauten. Die päbstlichen Legaten hingegen und ihr Anhang wurden äusserst erbittert. Ein Concilium, sagten sie, wo man eine solche Sprache führen dürfe, könne nichts ausrichten. Man müsse daher auf Mittel denken, den Kezern ein so freies Betragen zu verwehren. Es würde eine Schande für sie alle seyn, wenn man sich um eine Handvoll Ketzer so sehr bekümmern, und ihnen allen Willen lassen sollte. Als die kursächsischen Gesandten ihr Gesuch wegen der Geleitsbriefe erneuerten, erhielten sie dieselben abermal, aber eben so wie vorhin. Sie nahmen dieselben endlich an, aber unverbindlich, und um sie dem Kurfürsten zur Einsicht vorzulegen.

Der Kurfürst hatte inzwischen einige wittenbergische Theologen, worunter sich Melanchthon befand, nach Trident zu reisen beordert, und diese waren auch bereits abgereist, und bis Nürnberg gekommen, wo sie die Geleitsbriefe des Conciliums erwarten, und sodann ihre Reise weiter fortsetzen sollten. Seinen Gesandten zu Trident schrieb er, daß sie ihre Angelegenheiten bei dem Concilium so eilfertig, als möglich, betreiben möchten; immassen er selbsten ehestens zu dem Kaiser reisen, und sich mit demselben unterreden würde. Auch würden sich anderer protestantischen Fürsten ihre Theologen zugleich mit

mit den Seinigen nach Trident auf den Weg machen. Allein was konnten wol die Gesandten bei solchen Gesinnungen der meisten Väter des Conciliums, wie wir sie angezeigt haben, sich für einen schleunigen Erfolg ihrer Geschäfte versprechen, wenn sie dieselben auch noch so eifrig betrieben? — Wahrscheinlicher Weise wuste der staatskluge Kurfürst dieses Alles; aber um seinen grossen Plan, der sich izt seiner Reise immer mehr näherte, desto geheimer zu halten, stellte er sich, als wenn ihm das Concilium noch so sehr am Herzen läge, und machte sich dem Ansehen nach, recht viel damit zu schaffen.

Endlich rüstete er sich in allem Ernste, den Kaiser zu Insbruk — diesen Ort hatte Karl dießmal zu seinem Aufenthalte gewählt, um den Gang des Conciliums und des Kriegs im Parmesanischen zugleich zu beobachten, — zu besuchen. Schon vorhin hatte er sich ein Haus daselbst miethen lassen, wo er logiren wollte, und zween seiner Minister schickte er voraus nach der baierischen Gränze. Er hatte unter seinem Gefolge einen Sekretär, welcher ein Verräther war, und heimlich von den kaiserlichen Ministern Pension zog, aber der Schurke war nicht so glücklich, in das Geheimniß seines Herrn einzudringen, der ihn kannte, und aus Politik duldete. Nachdem er einige Tagreisen gemacht hatte, so klagte er über Unpäßlichkeit, und machte Halte. Hierauf fertigte er eben diesen Sekretär an den Kaiser ab, mit einem Schreiben, worinn er sich entschuldigte, daß ihn eine unvermuthete Unpäßlich-

keit hinderte, so bald, als er gewünscht hätte, zu Inspruk einzutreffen: inzwischen hoffe er, daß solches binnen wenigen Tagen werde geschehen können. — Als der Verräther abgereiset war, gieng er eiligst nach Dreßden zurück, wohin er auch seine noch immer zu Nürnberg auf ihre Geleitsbriefe harrenden Theologen zurückberief. Seine Gesandten bei dem Concilium, welchen er vielleicht einen Wink von seinen Absichten gegeben hatte, machten sich hierauf in aller Stille aus Trident weg. *)

Nunmehr zeigte Moriz von Sachsen seine Absichten näher, und gab durch seine schnelle und glükliche Unternehmung, deren Geschichte bereits erzählt worden, der ganzen Lage der Protestanten mit Einemmale eine ganz andere Wendung. Er bewirkte die Befreiung des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrichs, der bald hernach mit Tod abgieng, und des Landgrafen von Hessen, schrekte das Concilium zu Trident auseinander, und nöthigte endlich den Kaiser, sich auf friedliche Unterhandlungen einzulassen. Vergeblich nahm dieser seine Zuflucht zu seiner gewöhnlichen Staatsklugheit, deren ewiger Grundsaz war, seine Feinde mit Vergleichungsvorschlägen so lange hinzuhalten, bis er Macht genug gesammelt hatte, ihnen die Spize bieten zu können. Moriz, der diese Grundsäze gut genug kannte, ließ sich keine Verzögerung gefallen, und weigerte sich durchaus, die Waffen niederzulegen, ehe ein dauerhafter Friede würde geschlossen seyn. Er hatte die Unterhandlungen wegen des Friedens mit

*) 1552. im März.

mit dem König Ferdinand zu Linz angefangen, und sezte sie nachher zu Passau, wo sich mehrere Stände des deutschen Reichs einfanden, eifrig fort. Hier berief er sich hauptsächlich auf die Verfassung des deutschen Reichs, wie nämlich diese nach ihren Grundgesezen beschaffen seyn sollte, und beschwerte sich über die eigenmächtige Regierung des Kaisers, der dem Ansehen der Fürsten und Stände auf verschiedne Weise zu nahe träte, ihre Freiheit offenbar zu unterdrücken suchte, seinen ausländischen Ministern den nachtheiligsten Einfluß in die deutschen Angelegenheiten verstatte 2c. Die freie öffentliche Uebung der protestantischen Religion machte er zu einer der ersten Bedingungen des Friedens, und verlangte, daß der König Ferdinand und sein Prinz Maximilian, nebst den anwesenden Reichsständen den Vertrag, bei dessen Schliessung die Reichsgeseze zum Grunde gelegt werden müsten, denselben sofort, ohne weitere Anfrage bei dem Kaiser, abschließen und bestätigen sollten. — Die kaiserlichen Abgeordneten hatten dagegen manches einzuwenden, und der Kaiser selbst, ohnerachtet er sich damals in keiner günstigen Lage befand — indem er, nachdem ihn das Glück in Deutschland verlassen, mit den Franzosen und Türken in Kriege verwickelt, und in seinen italiänischen Händeln nichts weniger, als glüklich war — wollte sich lange nicht gefallen lassen, einen Vertrag einzugehen, wie ihn Moriz verlangte. Der König Ferdinand erbot sich deswegen, in Person nach Villach zu dem Kaiser zu reisen, und sich mit ihm über die vorwaltenden Ange-

legenheiten zu unterreden. Er ersuchte dieserwegen den Kurfürsten Moriz, er möchte den Waffenstillstand, den er zum Behuf dieser Unterhandlungen mit ihm geschlossen hatte, nur noch um acht Tage verlängern. Aber hierzu verstand sich Moriz nicht; und so, wie Ferdinand abreiste, war er an der Spitze seiner Armee, und sezte dieselbe vom neuen in Bewegung. Seine kriegerischen Unternehmungen wirkten nachdrücklicher auf den Kaiser, als die Intercesßionsschreiben der vermittelnden Fürsten: und so kam endlich der in der Reformationsgeschichte so merkwürdige Vertrag zu Stande, welcher unter dem Namen des **passauischen** Vertrags bekannt ist.

Die Hauptpunkte dieses passauischen Vertrags waren folgende: „1) Solle der gefangene Landgraf Philipp von Hessen (dessen widerrechtliche Gefangennehmung und bisherige Gefangenschaft der Kurfürst unter den Hauptursachen seiner Unternehmungen gegen den Kaiser angab) „wieder in Frei„heit gesezt, und nach seinen Landen zurükgelassen „werden. 2) Wegen der Religion sollte in halb„jähriger Frist ein Reichstag gehalten, und auf „demselben entschieden werden, wem man endlich „die Ausgleichung dieser streitigen Sache übergeben „wollte, und ob ein General- oder Nationalconci„lium, oder ein sogenanntes Colloquium, oder eine „Reichsversammlung die Sache am füglichsten beile„gen könne. 3) Unterdessen aber, und so lange „biß ein endlicher Schluß erfolgen würde, sollte kein „Stand der **augsburgischen** Confession weder von „kaiser-

„kaiserlicher Maiestät, noch sonst von iemanden,
„wider sein Gewissen und Willen (also auch nicht
„mit dem Interim) beschweret, sondern ruhig
„und friedsam bei seiner Religion gelassen werden.
„4) Das Kammergericht sollte den proceßirenden
„Parteien, welcher Religion sie auch zugethan seyn
„möchten, ohne Rücksicht auf dieselbige, gleiche
„Justiz ertheilen, und was die Eidesformel vor
„Gericht anbelange, sollte einem iedem frei gestellt
„werden ob er zu Gott und allen Heiligen, oder
„zu Gott und dem heiligen Evangelio schwö-
„ren wolle. Es sollten auch die Verwandten der
„augsburgischen Confession nicht vom Kammerge-
„richte ausgeschlossen werden, und ihre Beschwer-
„den auf dem künftigen Reichstag in Betrachtung
„gezogen werden. 5) Auf eben demselben sollten
„auch dieienigen Beschwerden, welche deutscher Na-
„tion Freiheit beträfen, untersucht und abgethan,
„der kaiserliche Reichshofrath, wo des Reichs und
„der Stände gemeine und sonderbare Sachen zu be-
„rathschlagen, mit deutschen Räthen besezt, und
„überhaupts forthin deutsche Angelegenheiten durch
„deutsche abgehandelt werden. 6) Endlich sollten
„dieienigen, welche wegen des schmalkaldischen Kriegs
„in kaiserliche Ungnade gekommen, und in die Acht
„erklärt worden, mit kaiserlicher Maiestät wieder
„ausgesöhnt seyn, und wieder zu Gnaden und Hul-
„den aufgenommen, auch überhaupt niemand we-
„gen des leztern Kriegs angefochten, oder zum Er-
„saz irgend eines Schadens angehalten werden.“ rc.

Der fünfte dieser Punkte war wider die ausländischen Räthe des Kaisers gerichtet, welche sich, (besonders der iüngere Granvella, Bischof zu Arras, welcher izt die Stelle seines vor kurzer Zeit verstorbnen Vaters bei dem Kaiser behauptete,) äusserst verhaßt gemacht, und den Verdacht wider sich erregt hatten, daß sie mit nichts eifriger umgiengen, als Deutschland um seine Freiheit zu bringen. Der lezte aber bezog sich auf einige Städte und einzelne Personen, Ritter, und Kriegsoberste, welche sich zu den Zeiten des schmalkaldischen Kriegs wider den Kaiser gebrauchen liessen, ihm vielen Abbruch thaten, und darüber in die Acht erklärt worden waren. Von dieser wollte sie der Kurfürst befreien, da sie ausserdem nach seiner völligen Aussöhnung mit dem Kaiser, sehr übel daran gewesen wären, und der Rache des Kaisers nicht würden entgangen seyn.

Dieser Vertrag wurde am 2 August des Jahrs 1552 beschlossen, und zu Folge desselben der Landgraf Philipp von Hessen, der bisher zu Mecheln in gefänglicher Haft war, aus seinem Gefängnis befreiet. So bald alles zur Richtigkeit gekommen war, marschirte der Kurfürst Moriz mit seinen Völkern nach Ungarn, um dem König Ferdinand wider die Türken beizustehen. Der Kaiser aber rüstete sich wider Frankreich, und unternahm iene berüchtigte Belagerung von Mez, deren unglückliche Geschichte bereits am gehörigen Orte erzählt worden ist.

So

So unvermuthet nahm die Sache der Protestanten, welche der Kaiser, (wie schon der Siegesthaler beweiset, den er über die Trennung des schmalkaldischen Bundes, welche er so glüklich bewirkt hatte, prägen ließ,) bereits unterdrückt zu haben glaubte, ganz unvermuthet eine vortheilhafte Wendung. Und Moriz, von dem man es am allerwenigsten vermuthete, muste das Werkzeug dieser Veränderung werden. Die Protestanten hatten ihn, wie wir bereits wissen, noch mehr verabscheuet, und härtere Klagen über ihn geführt, als über den Kaiser und seine übrigen Alliirten, weil sie sich nichts weniger versahen, als daß er, ein Fürst ihrer Religion, seinen Anverwandten der Kurwürde berauben, und die schmalkaldischen Bundesgenossen, deren zweites Haupt sein Schwiegervater war, würde bekriegen helfen. — Noch lauter beklagten sie sich, als sie sahen, daß er dem Vorschlag des Kaisers wegen des Interims beitrat, und selbst ein Interim in seinen Landen einführen wollte, welches von demjenigen, das auf kaiserlichen Befehl abgefaßt worden, wenig unterschieden war. Aber sie konnten die Plane des Kurfürsten nicht durchschauen. Seine Absicht, die Kurwürde an sich zu bringen hatte er nunmehr erreicht, und nun konnte er ruhiger sowol über seine Verhältnisse mit dem Kaiser, als auch über die Pflichten, die ihm in Ansehung seiner eignen Ehre oblagen, nachdenken. Durch die langwierige und eines Fürsten unwürdige Gefangenschaft des Landgrafen, gab ihm der Kaiser selbsten die Gelegenheit an die Hand,

 sich

sich wider ihn zu erklären, da er ausserdem schwerlich einen tüchtigen Vorwand dazu würde gefunden haben. Moriz konnte den Vorwurf nicht auf sich sizen lassen, daß er selbst den Landgrafen hätte in die Falle loken helfen. Was das leipziger Interim anbetraf, so war es wie Morizens übrige Gefälligkeiten gegen den Kaiser, nichts als eine Maske, wodurch er diesen zu verblenden suchte, damit er desto weniger Mißtrauen in seine Treue sezen möchte. Daß unendliche theologische Streitigkeiten daraus entstanden, konnte er freilich voraussehen, aber er that auch alles, was er konnte, diese Streitigkeiten zu verhindern. Er ließ es bei der Publikation des leipziger Interims bewenden, und erklärte sich bald nach dieser Publikation gegen seine Landstände, wie es diese wünschen konnten, und legte dadurch hinlänglich zu Tage, daß er nicht gesonnen sei von dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse abzugehen. Näher konnte und durfte er sie nicht mit seinen Entwürfen bekannt machen. Und so geschah es, daß er eben zu der Zeit, da sich der Kaiser und seine Minister mit den schmeichelhaften Gedanken wiegten, ein **deutscher Trunkenbold** sei unfähig geheime Entwürfe gegen sie zu machen, welche sie nicht sollten entdecken können, als der Vertheidiger der Religion und Freiheit Deutschlands auftrat.

Obgleich sowol der Kurfürst Moriz von Sachsen, als der abgesezte Kurfürst Johann Friedrich bald nach geschlossenem passauischen Vertrag, (nämlich der erstere 1553. den 9] Julius in

dem

dem Treffen bei Sievershausen, der leztere aber den 3 März 1554. zu Weimar) mit Tod abgiengen, so machten diese Todesfälle doch keine beträchtliche Veränderung in Religionssachen, und hatten keinen Einfluß auf das Schiksal der Protestanten. Morizens Bruder und Nachfolger in der Kurwürde, August, war ein eben so grosser Freund der Reformation, als Moriz gewesen war. Auch schien es, als ob das Andenken der siegreichen Waffen Morizens nicht mit seinem Tode erloschen wäre; denn der passauische Vertrag, dessen Abschließung Morizen vorzüglich zugeschrieben werden muß, wurde ziemlich pünktlich beobachtet, und die Protestanten blieben ungestört, wenigstens war keine Begebenheit der Jahre 1553 und 1554, welche sich auf die Religion bezog, von besonderer Wichtigkeit. Nur der zu endlichen Beilegung der streitigen Religionssache bestimmte Reichstag, der vermög des passauischen Vertrags in Halbiahrsfrist gehalten werden sollte, wurde unter allerlei Vorwand von Zeit zu Zeit verschoben; doch wurde er endlich am 5 Februar des Jahrs 1555 zu Augsburg eröfnet.

Der Kaiser hatte diesesmal dem König Ferdinand die Vollmacht gegeben, alles nach seinem eignen Ermessen, und ohne bei ihm um Bestätigung anfragen zu dürfen, zu verhandeln, und mit Beirath der Reichsstände zu beschliessen. Doch hatte er ihm eine Kommission von Räthen zugeordnet, worunter der Bischof Otto von Augsburg, ein Kardinal, der vornehmste war. Der König eröfnete den Reichstag mit einer feierlichen Rede, in welcher

er

er anfangs die bisher angewendete ungemeine Sorgfalt des Kaisers, Religionseinigkeit im deutschen Reich zu stiften, ungemein herauspries, und, daß sie fruchtlos gewesen, beklagte. Hierauf gab er vor, daß die endliche Beilegung der Religionsstreitigkeiten, welche bisher so vielen Jammer in Deutschland angerichtet hätten, der eigentliche Endzweck der gegenwärtigen Reichsversammlung sei. Man hätte sich zwar ehehin vielfältig auf ein allgemeines Concilium berufen, nach dessen Zusammenberufung der Kaiser auch nach allen seinen Kräften, wiewol vergebens, getrachtet, und bewirkt, daß solches Concilium zu mehrernmalen ausgeschrieben worden. Wollten die Stände ferner auf die Haltung eines solchen Conciliums dringen, so sei der Kaiser noch immer bereit, alles sein Ansehen zur Erreichung dieser Absicht anzuwenden. Sollte es aber ja nicht thunlich seyn, so würde sich der Kaiser auch gefallen lassen, über andre christliche und leidliche Mittel in Unterhandlung zu treten, wodurch Ruhe, Einigkeit und Friede befördert und erhalten werden könnte. — Was das Nationalconcilium betraf, dessen vorher auch vielmals Meldung geschehen war, so erklärte der König, daß der Kaiser nicht einmal recht mit der Art und Weise, wie solches gehalten werden solle, bekannt sei — eine sehr nichtige Entschuldigung, — mithin auch nicht wisse, wie solches füglich einzuleiten sei. Eben so erklärte er sich in Ansehung der bisher gehaltenen Colloquien oder Religionsgespräche. Sie wären, sagte er bisher umsonst gewesen. Doch wolle er, falls man diesen

Weg abermal einschlagen wolle, auch seines Theils allen Fleiß dazu anwenden. Wüßten übrigens die Stände etwas Ersprießliches in der Sache vorzuschlagen, so wolle er solches in weitere Berathschlagung nehmen. — Der übrige Vortrag Ferdinands betraf politische, damals sehr wichtige Reichsangelegenheiten.

Weder dieser Vortrag des römischen Königs, worinn des passauischen Vertrags mit keinem Worte gedacht war, noch die ihm zugeordnete kaiserliche Commission fand den Beifall der Protestanten. Sie hatten Nachrichten, daß Ferdinand in seinen Erbkönigreichen noch zur Zeit gar nicht günstig gegen ihre Religionsverwandten verfahre, und weder die Lobeserhebungen der bißherigen Unternehmungen des Kaisers, noch die Mittel zur Einigkeit, die er in Vorschlag brachte, konnten ihnen behagen. Dazu kam noch, daß der heilige Vater sich abermal in die Sache mengte, und seinen Botschafter auch auf diesen Reichstag abschickte. Dieser Botschafter war der Kardinal Moroni, von dem sich die Protestanten aus mehr als einem Grund nichts Gutes zu versprechen hatten. Doch wurden sie bald von dieser Besorgniß befreit, da Pabst Julius der III. starb, und Moroni durch diesen Todesfall sich gezwungen sah, wenige Tage nach seiner Ankunft zu Augsburg nach Rom zur Pabstswahl abzureisen, wohin ihm auch der Kardinal Bischof von Augsburg, erster kaiserlicher Kommissar auf dem Reichstage, bald nachfolgte.

Die

Die deutschen Fürsten, und ihre Gesandtschaften erschienen nicht so eilfertig, als man es erwartet hatte, auf dem Reichstage, und aus diesem Grunde gieng es mit den Unterhandlungen ziemlich langsam. Ferdinand wollte, daß der Kurfürst August von Sachsen den Reichstag in Person besuchen sollte. Dieser aber entschuldigte sich mit seinen dermaligen Angelegenheiten, und erklärte sich zugleich über den Vortrag, den der König gemacht hatte. Er erklärte sich rund heraus: Concilien, und Religionssprăche wären, wie die bisherige leidige Erfahrung gelehrt hätte, die Mittel ganz und gar nicht, von welchen Einigkeit in der Religion, nach welcher man bisher so sehr geseufzet hätte, zu hoffen stünden. Die Protestanten könnten, ohne sich selbst zu widersprechen, von der Augsburgischen Confession schlechterdings nicht weichen, und ein Vergleich mit ihren Gegnern wäre durchaus unmöglich, da dieselben eben so fest auf der sogenannten alten Religion beharrten, und sich bei allen Gelegenheiten als geschworne Vertheidiger des am römischen Hof angenommenen Systems zeigten. Man möchte also, statt zu solchen unkräftigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, vielmehr darauf bedacht seyn, zwischen beiden Religionsparteien einen dauerhaften Religionsfrieden, zu errichten: ausserdem würden der Kaiser und römische König ihre Absichten, in Ansehung der Türkenhülfe und ihrer übrigen Angelegenheiten schwerlich erreichen. Er ersuche demnach den König, um der Wolfahrt des deutschen Reichs willen, seine vom Kaiser erhaltene Vollmacht dahin

anzuwenden, daß zwischen beiden Religionsparteien, die nun wol nicht mehr würden vereinigt werden können, nach den Absichten seines Bruders und Vorfahrers, des Kurfürsten Moriz, ein dauerhafter und **unverlezlicher** Religionsfriede geschlossen würde.

Die Häupter unter den deutschen Fürsten evangelischer Religion berathschlagten sich auch unter sich, was für Maasregeln sie in Rücksicht auf die Schlüsse des vorseienden Reichstags zu nehmen hätten. Das Resultat ihrer Berathschlagungen war, bei der augsburgischen Konfeßion standhaft zu bleiben, das Interim eben so standhaft zu verwerfen, und darauf zu beharren, daß der passauische Vertrag zum Grunde des zu schliesenden Religionsfriedens gelegt werden müsse. Uebrigens entschuldigten sich die meisten, daß sie nicht in Person der Reichsversammlung beiwohnen könnten, und versprachen, falls der König ihr Begehren erfüllen, und ihnen den gewünschten Religionsfrieden gewähren würde, das Ihrige zur Türkenhülfe, als gehorsame Reichsstände beizutragen.

Eine so bündige Erklärung muste Ferdinanden nothwendig, — die bisherigen Erfahrungen dazugenommen — überzeugen, daß die Protestanten nicht in den Schoos der alten Kirche zurükzubringen wären. Sie blieben standhaft bei ihren Bekenntnisse, verwarfen das Interim, und die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, und verlangten die Bestätigung dessen, was sie bisher gegen die römische Geistlichkeit unternommen hatten. Dieses Verlangens

gens Gewährung konnte der beträchtlichere katholische Theil Deutschlands unmöglich als eine gleichgültige Sache ansehen. Zeit und Umstände aber riethen, die Sache so glimpflich als möglich zu behandeln, und den Protestanten keine Ursache zum Misvergnügen zu geben. Was war nun zu thun? An eine Restitution derienigen geistlichen Güter, welche diese bereits zu einem andern Gebrauche verwendet hatten, war nicht mehr zu denken; es stund aber auch zu besorgen, daß ein Religionsfriede Gelegenheit zu weiterer Ausbreitung der Reformation, und mehrerer Beeinträchtigung der römischgesinnten Geistlichkeit geben würde. Dieses zu verhüten, war ihr höchstes Interesse, woraus auf dem Reichstage Streitigkeiten genug entstanden. Man untersuchte, was in dem Falle, da ein **weltlicher** oder ein **geistlicher** Fürst zur protestantischen Religion übertreten würde, festzusezen sei? Ingleichen, was man in Ansehung derer von Adel, der Städte, und andrer dergleichen Stände des Reichs die vorhin unter dem Schuze mächtigerer katholischer Fürsten gestanden, oder derselben Vasalle gewesen wären, beschliessen sollte? — Nach allen Berathschlagungen siegte endlich doch die Kabale der römischgesinnten Partei, und brachte folgenden Reichstagsabschied zu Wege, der ihre Absichten deutlich genug zu Tage legte.

Wir wollen das Wesentliche dieses unter der Benennung des augsburgischen Religionsfriedens bekannten Vertrags aus dem **Roosischen** Auszuge

der

der seckendorfischen Reformationsgeschichte *) anführen, und sodann einige wenige, aber nothwendige Anmerkungen beifügen.

1) „Sollen Kaiserliche Majestät, der Römische König, auch Kurfürsten, Fürsten rc. keinen Stand des Reichs, wegen der augsburgischen Confession und derselben Lehre und Glaubens halben überziehen, beschädigen, vergewaltigen, oder in andre Wege, wider sein Gewissen, Wissen und Willen von solcher Confession, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, so sie aufgerichtet, oder noch aufrichten möchten, dringen, noch durch Mandate oder sonsten beschweren; sondern sie bei solcher Religion, Glauben, Ceremonien, auch Haab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeiten, Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten ruhiglich und friedlich bleiben lassen. Und die streitige Religion soll nicht anders, denn durch christliche, freundliche, friedliche Mittel und Wege zu einhelliger Vergleichung gebracht werden. Alles bei Pön des Landfriedens.„

2) Dagegen sollen die Stände der augsburgischen Confession auch die andern Stände von der alten Religion, Geistliche und Weltliche, samt ihren Kapiteln, wie auch andre geistlichen Standes bei ihrer Religion, Glauben, Kirchengebräuchen und Ceremonien, auch Haab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeiten und Gerechtigkeiten, Renten, Zinnsen und Zehenden gleichfalls nicht beschweren, son-

*) B. II. Anh. p. 1093. sqq.

sondern sie derselben ruhig geniessen lassen, und ihnen treulich dazu verhelfen. Alles bei Vermeidung gleichmäßiger Pön.

3) Doch sollen alle andere so **gemeldten Religionen nicht zugethan**, von diesem Frieden gänzlich ausgeschlossen seyn.

4) Wenn ein Erzbischof, Bischof, Prälat, oder ein andrer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, soll derselbe sein Erzbisthum, Prälatur und andre Beneficien und Einkommen alsbald und ohne Weigerung, iedoch seinen Ehren ohnnachtheilig, verlassen, auch den Kapiteln, und wem es sonst zugehört, eine andre Person zu wählen und zu ordnen zugelassen seyn; iedoch künftiger freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvorgreiflich.

5) Dieweil etliche Stände und derselben Vorfahren einige Stifte, Klöster und andre geistliche Güter, Stifte, Klöster, ꝛc. eingezogen, und zu Kirchen, Schulen und andern Sachen verwendet, sollen gemeldte Güter, die **keinen unmittelbaren Reichsständen** gehörig, und deren Possession die Geistlichen zur Zeit des passauischen Vertrags oder seithero nicht gehabt, in diesem Frieden mit begriffen, und dieselben Stände weder in noch ausserhalb Rechtens darum angefochten werden.

6) Soll die geistliche Jurisdiktion (doch den geistlichen Kurfürsten, Fürsten und Ständen, Klöstern und Ordensleuten, an ihren Renten, Gülten, und andern Gerechtigkeiten ohnvorgreiflich) wider der augsburgischen Confessionsverwandten Religion, Glau-

Glauben, Bestellung der Ministerien, Ordnungen und Ceremonien, so sie aufgerichtet, oder noch aufrichten möchten, bis zu endlicher Vergleichung der Religion nicht exercirt, gebraucht oder geübt werden, und ihnen keine Hinderung noch Eintrag geschehen, und also, wie gedacht, biß zu endlicher christlicher Vergleichung der Religion die geistliche Jurisdiktion ruhen, eingestellt und suspendirt bleiben, in andern Sachen und Fällen aber, der Augsburgischen Confession Glauben, Ceremonien und Bestellung der Ministerien nicht belangend, soll und mag die geistliche Jurisdiktion, nach iedes Orts Gebrauch und Uebung auch hinfüro, wie bisher, exercirt werden.„

7) Wie bei den Renten, Zinsen, Gülten und Zehnten der Stände der alten Religion der weltlichen Obrigkeit, Recht und Gerechtigkeit eines ieden Standes, unter welchem selbige gelegen, nichts benommen wird, so sollen davon die nothdürftige Ministeria, der Kirchen, Pfarren, Schulen, Allmosen und Hospitäler, die sie vormals bestellt, und zu bestellen schuldig, auch ferner bestellt und versehen werden, ohngeacht, was Religion sie seyen.„

8) Kein Stand soll den andern noch desselben Unterthanen zu seiner Religion dringen; noch diese wider ihre Obrigkeit in Schuz nehmen. Doch sollen dieienige, welche vor Alters Schuz- und Schirmherren gehabt, damit nicht gemeint seyn.

9) Wo aber einige Unterthanen von beiden Religionen, aus der Stände Landen an andre Orte

ziehen wollten, denselben solle der Ab- und Zuzug, auch Verkaufung ihrer Haab und Güter, gegen billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer, ohngehindert zugelassen seyn.

10) Nachdem eine Vergleichung der Religion durch gebührliche Wege gesucht werden soll, und ohne beständigen Frieden zu christlicher freundlicher und redlicher Vergleichung der Religion nicht zu kommen, so ist dieser Fried-Stand allerseits bis zu christlicher friedlicher und endlicher Vergleichung der Religion in allen seinen Artickeln stet, fest und ohnverbrüchlich zu halten, bewilligt worden; wo aber solche Vergleichung durch die Wege eines Generalconcilii, Nationalversammlung, Colloquien oder Reichshandlungen nicht möchte erreicht werden, soll alsdann dieser Fried-Stand nichts destoweniger, in allen seinen Punkten, bei Kräften bestehen, biß zu endlicher Vergleichung der Glaubenssachen und also hiemit in alle Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewigwährender Frieden aufgerichtet und beschlossen seyn, und bleiben."

11) In solchem Frieden soll auch die unmittelbare Reichsritterschaft begriffen seyn.

12) In welchen Reichsstädten die beiden Religionen bisher im Gang und Gebrauch gewesen, da soll es noch ferner also bleiben und gehalten werden.

13) Soll auch das Kammergericht sich diesem Friedstand gemäs bezeigen, und den anrufenden Parteien gebürliche und nothdürftige Hülfe des Rechtens darauf mittheilen, von welcher von beiden Religionen sie

seyn, dawider aber keinen Proceß noch Mandat erkennen, noch sonst in einigen andern Weg thun oder handeln.

Dieses war also der merkwürdige Religionsfriede, der den Protestanten, so überhin betrachtet, ungemeine Vortheile zu versprechen schien. Wenn man aber den Inhalt desselben näher untersucht, so ergiebt sich, daß die Vortheile, die sie davon zu erwarten hatten, doch bei weitem nicht so groß waren, als sie selbst zum Theil sich solche vorstellten. Man durfte zwar diesmal auf Seiten der Gegenpartei nicht mehr so verfahren, wie bei ehemaligen Verträgen, die man auf das feierlichste abgeschlossen, und hernach ohne Scheu gebrochen hatte, weil man nie Willens gewesen war sie zu halten: und aus diesem Grunde wurde auch dieser Vertrag, als ein stet, fest und unverbrüchlich zu beobachtender Friede mit so vielem Wortgepränge angekündigt; wiewol man es nachher mit der unverbrüchlichen Festhaltung doch so genau nicht nahm, als man hätte thun sollen. Daß man den Protestanten zugestand, man wolle es in Ansehung der Klöster und geistlichen Beneficien, welche sie eingezogen, und zu einem andern Gebrauch, als bisher davon gemacht worden, bestimmt hatten, auf den Fuß lassen, auf den sie es gesezt hätten; darauf durfte man eben wenig Staat machen. Denn die Protestanten hatten zu wiederholten malen deutlich genug gezeigt, daß sie sich zur Restitution, wie man sie forderte, nie verstehen würden, und izt war es weniger als iemals Zeit, ihnen den Nachlaß dieser Forderung als eine wundergrose Gefälligkeit anzürechnen, indem man

sich ia nicht im Stande befand, sie zur Restitution zu zwingen. Zudem hatte man sich durch die Einschränkung dieses Recesses **bis zu endlicher christlicher** Vergleichung der Religion noch ein weites Feld, neue Kabalen zu spielen, eröfnet. Denn man mochte nun diese endliche, christliche Vereinigung entweder von einer allgemeinen Kirchenversammlung, oder von einem Nationalconcilium, oder von einem Reichstage erwarten, so blieb der Sinn, den die päbstliche Partei mit dieser Einschränkung verband, immer der: dieser Vertrag soll so lange gültig seyn, bis wir für auswärtigen Feinden sicher sind, und Gelegenheit finden, die Protestanten mit unserm Concilium vom neuen zu äffen, und Macht genug haben, sie wieder feindlich anzugreifen. Die geistliche **Jurisdiktion** des Pabsts und der römischkatholischen Bischöfe sollte deswegen nicht aufhören, sondern nur **ruhen**, eingestellt, und suspendirt seyn. (Und auch dieses, nach Art. 6) nicht in allen Fällen.) — Ferner schränkte man den Frieden wolweislich auf die alte Religion und die augsburgische Confession ein, und schloß dieienigen, welche sich zu keiner von beiden bekennten, von dem Frieden aus, welches vornämlich der damals schon sehr zahlreichen evangelischreformirten Religionspartei galt. Man muß sich wundern, wie die Protestanten diesen Punkt, (Art. 3.) der so augenscheinliche Gelegenheit zu fernern Uneinigkeiten, und Spaltungen unter ihnen selbst gab, eingehen konnten, wenn man nicht den Haß in Erwägung zieht, welchen die augsburgischen Confessionsverwandten gegen die Reformir-

formirten, welche man insgemein **Zwinglianer, Calvinisten** 2c. nannte, hegten. Der 7 und 8 Artikel, so billig beide abgefaßt zu seyn scheinen, hatten doch nichts anders zur Absicht, als die Ausbreitung der Reformation zu hindern. Denn nach Art. 7. musten in den Verhältnissen in welchen Katholiken und Protestanten im Betreff der angeführten Renten, Gülten, Zinsen und Zehenden miteinander standen, auch manche kirchliche Verfassung und manche Ceremonie beibehalten werden, welche man wol ausserdem würde verworfen haben. Und hierinn gedachte man auf römischkatholischer Seite schon viel gewonnen zu haben, wie die Geschichte des Interims, das man mit aller Macht und List einführen wollte, Beweises genug ist. Und in dem 8. Artikel stehet das: **noch diese wider ihre Obrigkeit in Schuz und Schirm nehmen**, so unbestimmt da, daß es mehr als eine Erklärung leidet; wenigstens war der Vorwand eines Ungehorsams, und einer Empörung gegen seine Landesobrigkeit leicht aufzufinden, wenn katholische Obrigkeiten evangelische Unterthanen bedrängten.

Am deutlichsten leuchteten diese Absichten aus dem im 4 Artikel festgesezten **geistlichen Vorbehalt**, (reseruatum ecclesiasticum) herfür. Den Protestanten nüzte dieser Artikel nicht das Geringste, indem sich der Fall bei ihnen kaum denken ließ, da sie wenig oder nichts dabei verloren haben würden, wenn einer ihrer Bischöfe, mit denen es eine ganz andre Bewandnis hatte, als mit den katholischen, wieder zum alten Glauben zurükgetreten

wäre. Auf der andern Seite aber war dieses Reservat ein sicheres Verwahrungsmittel gegen die Ausbreitung der Reformation in den Gebieten der Bischöfe und Prälaten, deren Neigung zum geläuterten Lehrbegrif den unvermeidlichen Verlust ihrer Bisthümer, Abteien und Beneficien nach sich zog. Die Sekularisation ansehnlicher Stifter und die Einziehung der Klöster und Präbenden wurde dadurch wirksam verhütet. Man ließ dem geistlichen Fürsten, Bischof oder Prälaten die Freiheit, dem römischen Lehrbegrif zu entsagen; und das augsburgische Glaubensbekenntnis anzunehmen, für seine Person: denn was war mehr daran gelegen, ob die römische Kirche eine Person iezuweilen einbüßte: allein so bald er diesen Schritt für seine Person gethan hatte, so bald ward er auch nicht mehr für denienigen erkannt, der er vordem gewesen war: man sezte ihn ausser Stand, in dem Gebiete, das bisher das seinige war, Verfügungen zu treffen, die das Glaubensbekenntnis, das er angenommen hatte, erheischte, und so war hinlänglich dafür gesorgt, daß die vornehme Geistlichkeit die Reformation nicht so öffentlich begünstigen dürfte, und die Einkünfte der niedern ungeschmälert blieben. Wie angelegen der päbstlichgesinnten Partei die Festhaltung dieses Artikels gewesen sei, bewies bald nachher die Geschichte des Kurfürsten Gebhard von Kölln, welche meinen Lesern bereits aus dem vierten Bande dieser Geschichte bekannt ist.

Es wurde zwar dieser geistliche Vorbehalt erst nach vielen Widersprüchen und Einwendungen festgesezt:

gesezt: allein es konnte demnoch nicht anders kommen, da die Partei, welche für denselben stimmte, im Fürstenrath das Uebergewicht hatte. Wäre man von Seiten der Protestanten nicht so sehr auf den passauischen Vertrag beharret, so würde vielleicht noch mancher Artikel des Religionsfriedens weit weniger günstig für sie ausgefallen seyn. So stritt man sich zum Beispiel sehr heftig über die Frage: Ob die Edelleute, Städte, Gemeinen und Unterthanen, so der augsburgischen Confession verwandt, und unter katholischen Fürsten und Städten gesessen, die Religionsfreiheit geniessen und in den Frieden mit eingeschlossen werden sollten? *) Diese streitige Frage entschied doch endlich der König Ferdinand dahin, daß sie — wiewol alles bis zu endlicher Vergleichung der streitigen Religion — bei ihrem Glaubensbekenntniß gelassen, und ihnen kein anders aufgedrungen werden sollte.

Sonst war der augsburgische Religionsfriede doch unter allen bisher in Religionsfachen geschlossenen Verträgen der beste und zuverlässigste. Die vorigen waren entweder in zweideutigen und unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, oder nicht von der ganzen Reichsversammlung genehmigt, oder nicht gehörig bestätigt worden. Der gegenwärtige Religionsfriede hingegen war bis auf einige wenige Ausdrücke (z. B. Art. 8.) bestimmt genug abgefaßt, die unverbrüchliche Festhaltung desselben zu mehrernmalen ausdrücklich anempfohlen, von dem Kaiser selbst

*) Roos, B. III. Anh. p. 1093. woselbst mehr hieher gehörige Schriften allegirt sind.

selbst bestätigt, und für eine Reichsgesez erklärt worden. Die Vortheile, welche die Protestanten dabei erhielten, waren zwar, wie bisher gezeigt worden ist, weit geringer, als diejenigen, welche ihren Gegnern eingeräumt wurden; allein sie waren doch bei ihrem Glauben gesichert, und jedes feindselige Betragen gegen sie war Friedensbruch und Verlezung der Reichsgeseze. Die Politik der Gegenpartei hatte zwar auch bei dieser Gelegenheit alle ihre Kräfte angewendet, der Ausbreitung der Reformation mächtige Hindernisse in den Weg zu legen: allein für izt durften die evangelischen Reichsstände mehr auf Erholung von dem Schaden, den sie durch den Krieg gelitten, und dauerhafter Einrichtung ihrer besondern Angelegenheiten bedacht seyn, und musten den fernern Zuwachs ihrer Religionspartei ohnehin der Vorsehung überlassen. Alles was ihnen die Klugheit rieth, war, den Gang des unterbrochenen Conciliums zu beobachten, damit ihnen durch die Schlüsse derselben, von welchem man voraussehen konnte, daß sie von der Gegenpartei würden genehmigt werden, keine abermaligen Uneinigkeiten verursacht werden möchten.

Solchergestalt wurden die Religionsstreitigkeiten wenigstens auf einige wider Vermuthen und Willen des Pabsts und seiner Klerisei beigelegt, und das durch einen blutigen Krieg verheerte und entkräftete deutsche Reich erhielt wieder einige Ruhe, um binnen eines Zeitraums von sieben und funfzig Jahren neue Kräfte zu noch blutigern und gräulichern Auftritten zu sammeln, und durch einen ungleich langwieri-

wierigen, hartnäckigern und allgemeinern Krieg noch weit kläglicher zerrüttet, und mit Feuer und Schwert verheert und verwüstet zu werden.

II.

Charakter einiger in der Reformationsgeschichte besonders berühmten Gelehrten.

Wir beschliessen mit dem Religionsfrieden diesen Theil unserer Geschichte, und versparen das Weitere in den folgenden, der für die Periode des dreissigiährigen Kriegs bestimmt ist. Nur müssen meine Leser noch mit dem Charakter einiger Männer bekannt gemacht werden, welche sich zu den Zeiten der Reformation eben so wol als Luther, Melanchthon, und ihre berühmtesten Gegner wichtig machten, weil sie eine eigne Bahn betraten, welche zwar eben so wie iener erstern ihre aus dem Pabstthum führen sollte, aber dennoch von derselben sehr verschieden war.

Nur die wichtigsten unter diesen Reformatoren, welche von dem Wege, welchem Luther und Melanchthon gewählt hatten, ausgiengen, und die Sache noch weiter treiben wollten, werden wir hier aufführen. Denn alle dieienigen Gelehrten, welche sich bei der Reformation auszeichneten, namentlich anzuführen, und nur eine ganz kurze Nachricht von ihren Bemühungen zu geben, würde für den Plan die-

dieser Schrift viel zu weitläuftig seyn. Weil wir aber die Geschichte der Trennungen unter den Protestanten nur im Vorbeigehen berühren konnten, so dürfen doch wenigstens die Männer welche die Trennungen stifteten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Eine kurze Nachricht von den Verhältnissen, in welchen sie mit den ersten Reformatoren standen, von den vornehmsten Merkwürdigkeiten ihres Lebens, und von den Hauptsäzen, in welchen sie von Luthern abwichen, kan den Leser in den Stand sezen, sie gründlich und unparteiisch zu beurtheilen.

Die Haupttriebfeder ihrer Bemühungen ist bereits in der Einleitung zur Reformationsgeschichte erwähnt worden. Es war Ehrgeiz, und Neid, was sie antrieb, Luthern die Ehre nicht allein zu lassen, sondern im eignen Lichte zu glänzen, und das Reformationsgeschäfte zu einer noch höhern Vollkommenheit, als Luther, bringen zu wollen. Ich will und kan mich hier nicht auf den Einwurf einlassen, daß es Pflicht iedes Freundes der Warheit sei, die Säze desienigen, die ihm vorgearbeitet hat, zu verwerfen, sobald er überzeugt ist, daß er bessere aufstellen könne, und daß folglich derienige, der dieser Pflicht nachkommt, nicht des Neides beschuldigt und deßwegen getadelt sondern vielmehr als ein Wohlthäter der Menschheit lobgepriesen werden müsse. Dieser Einwurf gilt höchstens für Zwingli und Calvin, und dann bleibt die Entscheidung der Frage, wer bessere Säze gelehrt habe, Luther, oder sie? — eine theologische Streitigkeit, über welche sich der

Ueber-

Ueberrest der handfesten Polemiker vergleichen mag, wie er kan, und wenn er kan. So viel lehrt die Geschichte und folglich die Erfahrung: Man sah Luthern eine sehr geraume Zeit mit alle dem Erstaunen zu, das sein Beginnen erregen muste; aber niemand wagte es, sich öffentlich in die Sache zu mengen, vielweniger noch weiter, als er, gehen zu wollen, so lange Gefahr vorhanden war. (Münzer und sein Schwarm, welchen es mehr um Unabhängigkeit, als um Religionsfreiheit zu thun war, können dagegen nicht angeführt werden.) Aber kaum verschwand die Furcht, so wuchs auch andern, die zwar Gelehrsamkeit und Ehrbegierde, aber nicht Luthers lautere Gesinnungen und festen Sinn besassen, der Muth, daß sie es wagten, mit ihm zu wetteifern.

Und nun wollen wir die Vorzüglichsten unter den Nacheiferern Luthers näher kennen lernen.

1) Doktor **Andreas Karlstadt**. Er war Professor zu Wittenberg, und Luthers Kollege. Als Luther anfieng, wider den Primat des Pabsts zu disputiren und zu schreiben, vertheidigte er diese Lehre aus allen Kräften, gerieth darüber mit dem ofterwähnten Doktor Eck, in einen Schriftwechsel, und hielt mit demselben 1519 eine öffentliche Disputation zu Leipzig, welche ihm Ehre machte. Als aber nachher die Schwärmer aufstanden, welche sich himmlische Propheten nannten, und deren Unsinn endlich den bekanten Baurenaufstand veranlaßte, zeigte er sich als einen Vertheidiger derselben, und wagte, von einem thörichten Eifer angetrieben, Dinge, welche in dem damaligen Zeitpunkte, da

die

die Reformation kaum begonnen hatte, nothwendig sehr auffallen musten. Er hielt schon im Jahr 1522. Messe in deutscher Sprache, theilte das Sakrament des Abendmahls in beiden Gestalten aus, und verstattete iedermann, ohne Unterschied und ohne Vorbereitung den Zutritt zu demselben. Er verwarf mit Luthern die Verehrung der Bilder der Heiligen, aber er vermengte diese abgöttische und unanständige Verehrung der Bilder mit dem unschuldigen Daseyn der Bilder in den Kirchen, und wollte dieses, unter dem Vorwande, daß es zu dieser Verehrung Gelegenheit gäbe, durchaus nicht gestatten. Er ließ es auch nicht dabei bewenden, daß er die Abschaffung der Bilder lehrte, sondern er machte sich auch unter dem Studirenden zu Wittenberg einen Anhang, mit dessen Hülfe er die Bilder in der Allerheiligenkirche daselbst herunterschmiß, und zerstörte. Da ein solches Betragen sehr viel Aufsehen machte, so kam Luther dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Karlstadt gieng immer weiter, und wollte mit weit mehr Heftigkeit reformiren, als Luther, der nach seinem Bedünken den päbstischen Mißbräuchen nicht ernstlich genug zu Leibe gieng. Es wurde zwar endlich durch Vermittelung des Kurfürsten Friedrichs von Sachsen, und einiger Räthe, welche über den Unfug, den Karlstadt trieb, sehr bestürzt waren, ein Vergleich zu Stande gebracht; allein Karlstadt war damit nicht zufrieden, und trieb seine Ausschweifungen immer höher. Er wurde im Ernste ein Schwärmer. Er widerrieth das Studieren, weil man,

nach

nach dem Befehl Gottes an Adam, im Schweisse seines Angesichtes sein Brod essen sollte; er verwarf alle weltliche Ehrenstellen und Titulaturen, und bezog sich diesfalls auf Matth. 23, 8., und um seinen Anhängern mit seinem eignen Beispiel vorzugehen, wollte er selbst nicht mehr Doktor titulirt, songern Nachbar Andreas genennt seyn. Seine ungereimten Aeusserungen, unter welchen das wenige Gute doch gewiß sehr zur Unzeit gesagt war, machten Luthern vielen Verdruß, daher er ihn auch in verschiedenen Privatschreiben Hanns Unvernunft titulirte. Noch im Jahre 1521 gieng Karlstadt von Wittenberg nach Orlamünde, und sezte daselbst sein angefangnes Unwesen mit Zerstörung der Bilder eifrig fort. Man vermuthete sogar von ihm, daß er ein Verständniß mit Münzern, dem Anführer der rebellischen Bauern habe, welche Vermuthung aber, ausgenommen einiger Uebereinstimmnng in der Lehre, nicht bestätigt werden kan. Sein Bilderstürmen verursachte zu Orlamünde viele Unruhen, welche Luther vergebens zu stillen bemühet war. Auf den Bericht, den Luther von seiner fehlgeschlagnen Bemühung an den Kurfürsten erstattete, wurde Karlstadt aus den kursächsischen Landen verwiesen. Er begünstigte die Sätze der schweizerischen Theologen vom Sakrament des h. Abendmahls, doch so, daß er auch bei ihnen keinen Beifall fand, weil er auch seine eignen Meinungen mit einmischte, die ihnen nicht behagten. Vielen derselben misfiel auch die harte und unglimpfliche Schreibart, deren er sich in seinen Streitschriften bediente. Nach seiner Landesverwei-

verweisung aus Sachsen war er in Ansehung seines Aufenthalts unstet, wo er aber hinkam, trieb er seine Bilderstürmerei fort, und dieses war Ursache, daß er nach geendigtem Bauernkrieg sich fast nirgends sicher achten konnte, und in die kläglichsten Umstände gerieth. Nun nahm er abermal seine Zuflucht zu seinem ehemaligen Landesherrn, den Kurfürsten von Sachsen, und zu Luthern. Er vertheidigte sich in einer besondern Schrift gegen diejenigen, welche ihn beschuldigten, daß er an der Bauernrebellion Antheil gehabt habe, und ersuchte Luthern, dem er diese Schrift überschickte, sie öffentlich bekannt zu machen. Luther that es, seinem Ersuchen gemäß, und machte auch einen andern Aufsaz Karlstadts, die Abendmahlslehre betreffend, bekannt, worinn sich dieser wegen seiner Lehren über diesen Artikel in sofern entschuldigte, daß er nichts gewisses festsetzen, sondern nur durch Disputiren der Warheit habe näher kommen wollen. Er wirkte ihm auch vom neuen Landeshuldigung bei dem Kurfürsten aus, und Karlstadt — ein Brweiß seiner unsteten Gesinnungen — widerrief seine bisher behaupteten Lehrsäze, um sich der Fürsprache Luthers, und der Gnade des Kurfürsten würdiger zu machen. Allein dieser Widerruf war ihm keinesweges Ernst. Augenscheinlich war es seine mißliche Lage, die ihn dazu gezwungen hatte, und sobald er sich vom neuen fühlte, bekam auch seine unruhige Gemüthsart wieder neue Kräfte. Er war zwar, auf erhaltene Erlaubniß, wieder nach Sachsen zurükgekommen, aber es war ihm unmöglich, sich daselbst, wie man doch nach seinem

Widerruf hätte vermuthen sollen, ruhig zu verhalten. Man hatte es ihm zur Bedingung, unter welcher er wieder aufgenommen werden sollte, gemacht, daß er sein Betragen ändern, und sich weiter in keine gelehrten Streitigkeiten mischen sollte; aber er trug vielmehr das Seinige zur Vervielfältigung der Unruhen redlich bei. Er wählte seinen Aufenthalt nach seiner Zurükkunft zu Kemberg, mischte sich nach wie vor in die Streitigkeiten der schweizerischen und sächsischen Theologen, und es war vergebens daß sich Luther äussersten Fleisses bemühete, ihn auf andre Gedanken zu bringen, und zur Ruhe zu verweisen. Er unterhielt Korrespondenz mit Luthers Gegnern, und man beschuldigt ihn sogar, daß er gesucht habe, ihn bei dem Kurfürsten in Ungnade zu bringen. Da man aber seine Absichten merkte, so gereute es den Kurfürsten, und seine Räthe, einen so friedhässigen Mann wieder in den Schoos des Landes aufgenommen zu haben. Luther sah sich zwar nunmehr genöthigt, sich gegen Karlstadts Verunglimpfungen zu vertheidigen, und den Kurfürsten für seinen Anschlägen zu warnen: er that es aber dennoch mit einer Mäßigung, die seinem Herzen Ehre macht. Er rieth blos, man möchte den unruhigen Kopf, unter genauer Aufsicht an irgend einem Orte im Lande behalten, damit er weder hier noch auswärts mehr Uebels stiften könnte, doch sollte man ihm mit genugsamen Unterhalt versehen, damit er nicht Mangel leiden dürfte. Luther suchte durch diesen Rathschlag nicht sowol sich an Karlstadten persönlich zu rächen, sondern vielmehr die ohnehin starke Anzahl seiner

Gegner um einen Mann zu vermindern, und den Streitigkeiten, welche Karlstadt beständig unterhielt, einigermassen entgegen zu arbeiten. Ehe aber dieser Rath befolgt werden konnte, so machte sich Karlstadt, der insgeheim Nachricht erhalten hatte, was gegen ihn im Werk wäre, gar weislich aus dem Gedränge. Er verließ Sachsen abermal heimlich und eilfertig, und entwich in die Schweiz, wo er mehr Freunde und Gönner seiner Meinungen anzutreffen hoffte. Anfangs begab er sich nach Zürich, wo er aber keine bleibende Stätte fand, weil ihn die Uneinigkeiten, die er überall anstiftete, auch hier verhaßt machten. Endlich fand er in Basel nicht nur einen Zufluchtsort, sondern es glükte ihm auch, daß er daselbst als ordentlicher Prediger angestellt wurde. Endlich starb er daselbst, im Jahr 1543.

Karlstadt war, wie meine Leser aus dieser kurzen Beschreibung einsehen werden, ohnstreitig ein Mann von vielen Talenten, und würde vielen Nutzen gestiftet haben, wenn er einen vernünftigen Gebrauch davon gemacht hätte. Aber er war zu ruhmsüchtig, als daß er sich begnügt hätte, der Gehülfe eines andern bei dem Reformationswerk zu seyn. Er wollte selbst Reformator seyn, und Luthers Bemühungen sollten nach seinem Bedünken durch die seinigen erst zur Vollkommenheit gebracht werden. Weiter gehen zu wollen, als Luther damals gieng, hieß zur Unzeit etwas unternehmen. Daher kam es auch, daß Karlstadt, so bald er sich eine eigne Laufbahn vorgezeichnet hatte, mehr Böses als Gutes stiftete, und sowol dem Kurfürsten von Sachsen, als auch

thern unendlichen Verdruß, sich selbst aber durch seine unfriedliche Gemüthsart, und wegen des vielfältigen Schadens, der daraus entstand, allenthalben verhaßt machte.

2) Ulrich Zwingli. Er war Prediger zu Zürich, und widersezte sich schon 1518. dem Ablaßwesen, wiewol mit weit wenigerm Aufsehen, als Luther. Seine Glaubensbrüder wollen ihn daher zum ersten Reformator machen, und ihm den Vorzug vor Luthern beilegen. Allein es mag an der Sache etwas seyn oder nicht, so kommt es hier nicht darauf an, wer eher wider den Ablaß gepredigt hat, sondern wessen Bemühungen dem Pabstthum wirklich den ersten Stoß versezt haben. Auch waren Zwingli's Predigten wider den Ablaß, wie man mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten kan, so wol wegen der Entfernung, als auch weil er es beym blosen Predigen bewenden ließ, und erst im Jahr 1519. in einen Federkrieg deswegen gerieth, Luthern noch nicht bekannt geworden, als er seine Säze wider den Ablaß ausgehen ließ. Zwingli sezte nach der Zeit die Reformation in der Schweiz, die ihm ohnstreitig zugeschrieben werden muß, mit eben dem Eifer fort, mit welchem Luther in Sachsen reformirte, und sonderte sich endlich, wie bereits erwähnt worden, in dem Artikel vom heiligen Abendmahl, und einigen andern Punkten von demselben ab. Als der Landgraf von Hessen eine Vereinigung unter den über diese Punkte getrennten Protestanten zu stiften gedachte, wohnte er dem Religionsgespräch, welches auf Veranstaltung dieses Fürsten im Jahr

1529 zu Marpurg gehalten wurde, so wie auch Luther, in Person bei. Es wurde aber kein Vergleich durch diese Unterredung bewirkt, und beide Parteien blieben getrennt; wozu nicht wenig beitrug, daß Zwingli und einige andre schweizerische Theologen, welche nunmehr die Hofnung aufgaben, daß die Sächsischen, und besonders Luther, ihnen nachgeben würden, sich förmlich von diesen absonderten. Dieses zeigten sie dadurch, daß sie in Ansehung der auf dem augsburger Reichstag 1530 zu übergebenden Confession mit ienen nicht zusammen traten, sondern für sich eine eigne Confession, an welcher Zwingli den meisten Antheil hatte, abfassen, und dieselbe der Reichsversammlung überreichen liessen. Diese Confession des Zwingli war von der, welche die Städte Strasburg, Kostniz, Memmingen und Lindau übergeben hatten, (Confessio Tetrapolitana) unterschieden, und in härtern Ausdrücken abgefaßt, als diese und und die Konfession der sächsischen Theologen. Doch wurde weiter keine besondre Rüksicht darauf genommen, ausser, daß sie Doktor Eck, so wie die andern beiden, zur Widerlegung bekam, der dieses Geschäft nach seiner Art verrichtete, tapfer schimpfte und schalt, und in drei Tagen damit fertig ward. *) Nach übergebner augsburgischen Confession wurde die Trennung unter den Protestanten immer unheilbarer, und die Mühe, einen Vergleich zu stiften, immer vergeblicher. — Zwingli starb im Jahre 1531 im vier und vierzigsten Jahr seines Alters auf dem

*) Salig. B. I. K. 11, 12. Roos, B. I. p. 669. Anm.

dem Schlachtfelde den Tod fürs Vaterland. Seine Gegner mißbrauchten zum Theil selbst diese Scene seines Todes, um eine verhaßte Schilderung von seinem Charakter zu machen. Es kan zwar nicht geläugnet werden, daß sein Ehrgeiz, und seine oft ungestüme Hize eher einem Kriegsmann, als einem Geistlichen anständig war; aber man muß sein Ende deswegen nicht auf Rechnung dieser Eigenschaften schreiben. Denn er mengte sich keineswegs ohne Beruf in den Krieg, in welchem er das Leben verlor. Seine Vaterstadt, Zürich, war damals in einen Krieg mit dem Kanton Lucern und andern mit demselben verbundenen Orten verwickelt, und er muste nach helvetischer Sitte, als Bürger von Zürich, die Waffen wider die Feinde seines Vaterlandes führen helfen. Als es zum Treffen kam, muste die schwächere Macht der Züricher der ungleich stärkern der Lucerner weichen. Zwingli, welcher bis auf den leztern Mann im Gefecht aushielt, wurde durch einen Steinwurf tödlich verwundet zu Boden gestreckt. Nach dem Treffen wurde er von denen welche die Erschlagenen plünderten, halb tod, und, so viel seine Kräfte verstatteten, zu Gott betend, auf der Wahlstatt gefunden. Auf Befragen — die Feinde der Züricher waren Katholiken, und der Krieg selbst in gewissen Betracht ein Religionskrieg — ob er nicht einem katholischen Priester beichten wolle, schlug er dieses aus, und äuserte einen heftigen Unwillen, als ihn die Umstehenden erinnerten, daß er sich der Fürbitte der Mutter Gottes und der Heiligen empfehlen möchte. Hierauf wur-

de er von seinen hierüber erbosten Feinden vollends getödtet. Als man ihn erkannte, liessen sie ihre tolle Wut noch an seinem entseelten Körper aus. Er wurde geviertheilt und verbrannt, und damit seine Asche nicht rein aufgehoben werden möchte, wurde etwas von Schweinen darunter geworfen *). Zwingli starb also einen ehrenvollen Tod, als ein Vertheidiger seines Vaterlands, und als ein Märtirer seines Glaubensbekenntnisses. Bald hernach starb auch sein vertrauter Freund, und eifriger Gehülfe im Reformationswerke, Johann Oekolampadius, zu Basel, auch wie er, in seinen besten Jahren, im 49 Jahr seines Alters **). Die beiden ersten Reformatoren in der Schweiz, die Urheber des evangelischreformirten Glaubensbekenntnisses, traten also sehr frühzeitig von dem Schauplaze ab, auf dem sie sich als so wichtige Personen gezeigt hatten. Aber an ihren Plaz trat ein Mann, der sich wenn man die Ehre, das Werk angefangen zu haben, abzieht, noch wichtiger machte, als sie gewesen waren.

3) Und dieser Mann war Johann Calvin. Er war im Jahre 1509 zu Noyon in der Pikardie geboren. Sein Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, ließ ihn studiren, und verschafte ihm erstlich eine Pfarre zu Pont l'Eveque. Nach dieser Zeit änderte er aber mit Genehmigung seines Vaters seinen Stand, welches desto leichter angieng, da er, ob er gleich schon geistliche Aemter verwaltet, doch die Priesterweihe nicht vollkömmlich empfan-

gen

*) Roos, B. I. p. 760. 761. Anm.
**) Anm. 1 Dec. 1531.

gen hatte. Er faßte also den Vorsaz, die Rechte zu studiren, und zog zu diesem Ende nach Orleans, wo er sich bald durch Fleiß und vorzügliche Talente auszeichnete, und in solche Gunst sezte, daß ihm die dortige Juristenfakultät die Doktorwürde ohnentgeldlich ertheilte. Nebenher studirte er die schönen Wissenschaften, und gab auch in diesem Fache Proben einer ungemeinen Gelehrsamkeit, wovon — ausser seiner Erklärung des Seneka von der Gütigkeit (de Clementia) die er in seinem vier und zwanzigsten Jahre schrieb — schon die schöne lateinische Schreibart, welche seine in dieser Sprache herausgegebnen Schriften sehr empfiehlt, ein klarer Beweis ist. Das Studium der schönen Wissenschaften machte ihn, so wie einen Erasmus auf die Barbarei des gewöhnlichen Studierplans, und auf den Verfall der Religion und Theologie aufmerksam. Diese klägliche Situation gieng ihm sehr nahe, und er nahm sich fest für, kein müssiger Zuschauer bei dem Unwesen zu seyn, sondern das Seine zur Aufklärung aus allen Kräften beizutragen. Seine Neigung zur Theologie erwachte vom neuen, und er beschlos sie in Zukunft allen übrigen Wissenschaften vorzuziehen. Aber behutsam muste er freilich zu Werke gehen, weil er sonst in seinem Vaterlande das Ziel seiner Laufbahn weit früher, als die Ausführung seiner Plane erreicht haben würde. Er erfuhr dieses bei aller Behutsamkeit bald genug, da er in einer Rede, welche er für den Rektor der Universität zu Paris verfertigte, einige von den Grundsäzen, welche er angenommen hatte, äusserte. Die

Folge davon war, daß dieser Rektor und Calvin Paris verlassen musten. Calvin begab sich hierauf in den Schuz der Königin von Navarra, und versäumte keine Gelegenheit, mit Freunden der Warheit und Aufklärung nähere Bekanntschaft und Freundschaft zu errichten. Er wurde aber immer mehr überzeugt, daß er mit seinen Grundsäzen in seinem Vaterlande sein Glück niemals machen würde. Am stärksten wurde er es, als er im Jahre 1534 wieder nach Paris zurükzukehren wagte. Er kam daselbst eben zu einer Zeit an, da alle, die nur im Geringsten von dem veriährten Lehrbegriffe abwichen, und von Misbräuchen und Reformation sprachen, als Ketzer behandelt und grausam verfolgt wurden. Gerechter Abscheu für diesen Grausamkeiten, und gegründete Furcht, ebenfalls ein Opfer der fanatischen Klerisei zu werden, bestimmten seinen Entschluß Frankreich zu verlassen. Er begab sich nach Basel, machte mit den dortigen Gelehrten genaue Bekanntschaft und sezte seine Bemühungen, sich zum vollkommenen Theologen zu bilden mit ihrer Beihülfe unermüdet fort. Sein Unterricht in der Christenreligion, (Institutiones religionis christianae,) eine Schrift, die noch heut zu Tage geschäzt zu werden verdient, kam hier heraus. Im Jahr 1535 kam Calvin nach Genf. Hier fand er abermal Freunde, mit denen er sich schon ehehin bekannt gemacht hatte, an Farellus und andern zwinglischgesinnten Theologen. Sie beneideten ihn wegen seiner herfürstechenden Talente so wenig, daß sie vielmehr wünschten, er möchte sich gefallen lassen, ihr

Amte,

Amtsgehülfe zu werden. Er wollte sich anfangs nicht dazu bequemen, aber auf ihr inständiges Anhalten, und da es ihm Farellus zur Gewissenssache machte, Genf nicht zu verlassen, fügte er sich endlich nach ihrem Willen, und übernahm das Amt eines Professors und Predigers. Itzt machte er sichs zum Geschäfte, das Kirchenwesen zu Genf nach seinen Grundsätzen einzurichten: er machte sich aber dadurch vielen Verdruß. Denn da er nicht der Mann war, der in die Fußstapfen seiner Vorgänger eintreten, und ihnen blindlings folgen wollte, so machte er verschiedne Aenderungen in der Glaubenslehre, die nicht iedermann behagten. Ueberdieses eiferte er sehr wider die verderbten Sitten zu Genf; und da sein Eifern nichts helfen wollte, erklärte er sich, daß er das heilige Abendmal nicht austheilen könne, so lange dieses unordentliche Wesen fortdauerte. Hierüber wurde er aus der Stadt vertrieben. Hierauf begab er sich im Jahre 1538 nach **Strasburg**, wo er eine französische Kirche stiftete, und fortfuhr die Theologie zu lehren. Im folgenden Jahre wohnte er der Religionsunterredung bei, welche die Protestanten zu Frankfurt hielten. Die Genfer riefen ihn bald hernach wieder zurük, und von dieser Zeit an behauptete er ein sehr grosses Ansehen unter ihnen, bis an sein Ende, und war, so zu sagen, ihr und auch der übriger Schweizer und reformirten Franzosen einziges Orakel in Religionssachen. Denn **Zwingli** und **Oekolampadius** waren nicht mehr unter den Lebendigen. — Er starb zu Genf im Jahre 1564.

Calvins Charakter war, bei aller seiner grossen Gelehrsamkeit, wenn er mit dem Charakter der übrigen vornehmsten Reformatoren verglichen wird, bei weitem der schlechteste, und wenn man seinem Apologeten, Drelincourt, das höchste Lob sprechen will, so ist es das Lob, das sich Milton als Vertheidiger der Hinrichtung König Karls des I. von England erwarb, nämlich daß er eine äuserst schlechte Sache besser, als es iemand erwarten konnte, vertheidigt habe. Calvins Schoßsünde war der höchste Grad des Stolzes. Seiner Talente sich bewußt, glaubte er, die einzige wahre Religion in seinen Institutionen allein gelehrt zu haben, und die bescheidnen Ausdrücke einiger Stellen derselben beweisen nichts weniger, als daß Calvin in diesem Stücke so dachte, wie er schrieb. Er war vielmehr gewohnt so zu argumentiren, wie Burmann, Bentley und Consorten nachher im philologischen Fache thaten: Das ist der rechte Sinn: Und wer das nicht einsieht, ist ein Esel. Aber leider ist dergleichen Art etwas zu beweisen, in der Theologie um ein merkliches gefährlicher, als in der Philosophie und Philologie. Ich lache über den eingebildeten Diktator in diesen Wissenschaften, wenn er dergleichen Machtsprüche thut, denn weder sein Machtspruch, noch der alberne Eigendünkel, aus dem er abstammt, macht mich zum Esel. Aber was ist mit dem Theologen von dieser Gattung, — und NB. mit seinem Anhang, der ihn als einen von Gott gesandten Propheten verehrt — zu machen, wenn er schreibt und schreit: Das muß so verstanden werden, und wer es nicht

so versteht, ist ein verfluchter Ketzer, und die Schrift in welcher das Gegentheil behauptet wird, muß konfiscirt — zu Calvins Zeiten heiß es, — mit sammt ihrem Verfasser verbrannt werden. Und ein solcher Theologe war Calvin. Wenn sich iemand unterstund ihm zu widersprechen, und er konnte ihn nur irgend in seine Gewalt bekommen, so verfuhr er äuserst rachgierig und hämisch mit ihm. Ich will izt nicht der grausamen Hinrichtung Servets, die Herr Roos, der es doch versucht hat, eine Apologie Calvins nach Drelincourt zu wagen, selbst einen unentschuldbaren Fehltritt nennt — es war mehr als ein Fehltritt, worüber Mosheim, der der Welt das feine Faktum vor Augen legte, keine Epikrisis hinzufügen mochte, weil es ieder Vernünftige beurtheilen kan — erwähnen, denn es soll an einem andern Orte kürzlich davon gesprochen werden. Aber man nehme nur seine Fehde mit dem ehrlichen Castalio, und untersuche sie, so wird man finden, daß er sich, wenn er einmal auf iemand erbost war, zu Handlungen erniedrigte, die seiner Würde gar nicht angemessen waren. Daß er von Luthern sagte: „wenn er mich auch einen Teufel schelten würde, wollte ich ihn dagegen doch einen Knecht Gottes heissen,“ *) beweißt eben nicht, daß er ihn sonderlich hoch geschäzt habe. Ein Gegner wie Luther war ihm zu furchtbar, als daß er ihm hätte offenbare Fehde ankündigen sollen. Mit Melanchthon vertrug er sich gut, und das war freilich kein Wunder, weil dieser immer nachgab, und Nach-

geben

*) Roos, B. II. p. 340. Anm.

geben wars, was Calvin verlangte. Das im Auszuge aus Seckendorfs Geschichte des Lutheranismus *) angeführte Urtheil Bossuets, daß die Bitterkeit der Streitschriften Calvins mehr verwundete, als die heftigen Streiche, welche Luther auf seine Gegner that, ist vollkommen gegründet, und bezeichnet die Verschiedenheit der Charaktere beider Männer sehr treffend. Luther schonte seine Gegner nicht: er schalt und schimpfte auf sie, weil sie die Warheit schlechterdings nicht annehmen wollten, und sich fernerer Aufklärung widersezten: aber selbst dieser heftige Eifer trug das Gepräge der Aufrichtigkeit, und kein Privathaß mengte sich drein: Calvin aber haßte seine Gegner, sobald sie sich als solche ankündigten, von ganzen Herzen, und grif sie, wo er konnte, mit den bittersten Anzüglichkeiten an. Er besaß übrigens Luthers Stärke des Geistes nicht. Dem Religionsgesprächen und Verhandlungen zog er nicht nach, zumal wenn sie mit den Katholiken gehalten wurden, um sich nicht in Gefahr zu begeben, sondern er begnügte sich, von dem Orte seines Aufenthaltes aus Federkriege mit seinen Gegnern zu unterhalten. Bayle sagt daher mit vielem Grunde von ihm, „daß er mehr mit der Feder, als persönlich, ausgerichtet habe.„ **) — Um seine Religionsverwandten machte er sich übrigens grosse und ohnbezweifelte Verdienste; und daher wurde er nicht nur bei seinem Leben ausserordentlich von ihnen verehrt, und fand nach seinem Tode an einem Beza

und

*) Ebend. p. 350.

**) Bayle, Dict. Art. *Calvin*, Il agissoit plus par sa plume, que par sa presence.

und Drelincourt eifrige Vertheidiger: sondern sein Andenken ist bei ihnen noch immer unsterblich, wie bei uns Luthers Gedächtnis.

4) Kaspar Schwenkfeld. Ein Mann der in der Kirchengeschichte nicht weniger merkwürdig ist, als die übrigen Reformatoren, ob er gleich für seinen Gegnern nicht so aufkommen konnte, daß die Freunde seiner Grundsäze eine von den übrigen abgesonderte, durch Reichsgeseze als frei anerkannte Religionspartei formiren konnten. Er war ein schlesischer Edelmann. Die Reformation des Pabstthums war ihm erfreulich: nur die Art, auf welche die Reformatoren ihre gereinigtern Glaubensbekenntnisse abfaßten, wollte ihm nicht gefallen. Seinem Bedünken nach hatten diese verschiedne Glaubenslehren, z. B. von den beiden Naturen in Christo ꝛc. zu materiell vorgetragen, und in andern z. B. in der vom Glauben an Christum, glaubte er mehr Wortram und Terminologie, als reelle Anweisung zum wahren Christenthum zum finden. Thätiges Christenthum war sein vornehmster Lehrsatz; aber er lehrte nicht, daß ein Mensch Werke des ächten Christenthums aus eignen Kräften verrichten könne. Erleuchtung des menschlichen Verstandes, von Gott unmittelbar bewirkt, sollte, nach seinem Lehrbegrif, solche Werke hervorbringen. Der Glaube, lehrte er, oder wie er sich ausdrükte, das lebendige Wort, müsse dem begnadigten Menschen von oben herabgegeben werden, und aus demselben eine neue Kreatur machen, indem durch diese Einwirkung Gottes die Sünde weggenommen, Herz, Muth und Sinn des Menschen ganz umgeändert und erneuert, und das Reich Christi solchergestalt in dem Herzen aufge-

gerichtet würde. Diese Lehre von den unmittelbaren Gnadenwirkungen Gottes leitete ihn dahin, daß er alle äusserliche gottesdienstliche Handlungen, Lehren und Predigen, und die Sakramente, für überflüssige, und zur Beförderung des wahren Christenthums und Erlangung der ewigen Seligkeit eben nicht nöthige Dinge zu erklären. Er führte für diese Lehren den zum Beweiß derselben ganz unstatthaften Erfahrungssatz an, daß es bei aller Beobachtung dieser gottesdienstlichen Handlungen, doch so wenig ächte und gute Christen gäbe. In dem Lehrpunkt von der Person Christi, seinen beiden Naturen, seiner Empfängnis ꝛc. verwikelte er sich völlig, und gerieth auf sehr abentheuerliche Meinungen. — Dergleichen Lehren musten nothwendig unter den Theologen Aufsehen erregen, zumal da Schwenkfeld Anhänger bekam. Es wurden Colloquia angestellt, und Streitschriften gewechselt, in welchem nicht allzusäuberlich mit ihm, als dem besorglichen Stifter einer neuen Sekte verfahren wurde. Man verglich seine Lehrsäze mit der Lehre der münsterischen Wiedertäufer, worinn man ihm aber wirklich zu viel that: allein man that es auch lediglich, ihm einen verhaßten Namen zu machen, und den Geist der Verfolgung gegen ihn zu erwecken. Dieser erwachte auch wirklich, und Schwenkfeld muste immer flüchtig von einer Provinz in die andre fliehen. Während seines unsteten Herumwanderns war er iedoch eifrigst beflissen, sein System auszubreiten, zu vertheidigen, und durch Standhaftigkeit und Geduld in den widerwärtigen Schiksalen, die ihn trafen, zu beweisen, daß er das thätige Christenthum, das er lehre, auch wirklich ausübe.

Der

Der Leser wird aus dieser kurzen Nachricht von den schwenkfeldischen Lehrsäzen leicht einsehen können, daß dieser Mann eigentlich der Vater iener Grundsäze war, welche eine gewisse Klasse von Christen hegt, welche wir überhaupt unter der Benennung der **Pietisten**: *) verstehen,

*) Sollte ich hier nicht meinen Lesern einige wenige Bemerkung, die ich über Pietismus und Pietisten gemacht habe — ich hatte wirklich Gelegenheit, richtige Bemerkungen hierüber zu sammeln — anführen? Man läuft doch Gefahr, diese Leute auf der schlimmen sowol als auf der guten Seite zu verkennen. Der von Vorurtheilen eingenommene Eiferer schilt ihre Lehre, wirft mit Scheinheiligen, übertünchten Gräbern, und dergleichen seinen Floskeln um sich, macht die Obrigkeit auf ihre Zusammenkünfte aufmerksam, nennt sie Conuenticula, die der herrschenden Religion und der Staatsverfassung schädlich sind, und würde vielleicht gelegentlich ein Paar solche schädliche Menschen verbrennen lassen, wenn es in seiner Macht stünde. Das heißt nun eine schlimme Seite da suchen, wo keine ist. Auf der andern Seite fehlen sie, die sogenannten Pietisten, selbst, und geben Ursache, daß man sie in einem falschen Lichte betrachtet. Wodurch? Durch ihre Sucht zur Proselytenmacherei, und durch die unüberlegte Wohlthätigkeit, die sie gegen ihre Proselyten ausüben. — Wer Gelegenheit hat, ihr Wesen näher zu beobachten, wird finden, daß sie sich in zwo Klassen theilen. Gute, wirklich fromme Leute, welche theils in solchen Grundsäzen erzogen worden, theils dieselben durch das Lesen schwärmerischer Bücher verleitet, oder aus Reue über übelangewendete Jugendiahre, u. s. f. angenommen haben, und sich ihres innern und thätigen Christenthums streng, und ohne Heuchelei befleissigen. Wer sollte diese Leute hassen: Denn das Bischen Eigenliebe, das sie gewöhnlich für ihre Heiligkeit haben, kommt hier nicht in Anschlag. Wer sollte sie nicht als Christen und gute Bürger ehren? Aber diese Klasse machen die Reichen und Wohlhabenden aus, die den andern Brüdern Gutes thun, und die Proselytenmacherei aus allen ihren Kräften befördern. In der zweiten Klasse hingegen, die aus solchen besteht, welche sich unter sie begeben, von ihnen ange=

stehen, wiewol es unter derselben wieder verschiedn Klassen giebt und nicht alle eben dieselben Grundsäz hegen, welches daher kommt, daß nachmals in neuer Zeiten andre schwärmerische Köpfe an diesem Syster geflikt und einer mehr, der andre weniger Anhänge gefunden haben. Schwenkfeld aber war gewiß der er ste, der die mystischen Grundsäze, die sie meistens noc beibehalten, in Deutschland lehrte. Denn älter Schriften, welche seine Lehre begünstigen sollten, wur den erst in folgenden Zeiten von Freunden der my stischen Theologie aufgesucht und bekannt gemacht. Er begegnete seinen Verfolgern mit Sanftmuth, führ te einen untadelhaften Lebenswandel, und bezeugte, daß er nichts anders zur Absicht habe als die Besserung seiner Nebenmenschen und die Beförderung des innern und thätigen Christenthums. Er war also — ein frommer Schwärmer, dessen Lehren noch immer den Beifall einer grossen Anzahl unsrer deutschen Mitbürger haben.

angeworben werden, und ihre Wolthätigkeit geniessen, findet sich der Karakter der erstern weit seltner. Eigennüzige Seelen, welche bei dem Bau des Reichs Christi, wie sie ihr Bekehrung wesen nennen, ihre Rechnung zu finden hoffen, wie die löbliche Goldschmidsgilde zu Ephesus bei dem Bau der Dianentempel, grobe Heuchler, welche bei ihren Zusammenkünften ihre Rolle meisterlich zu spielen wissen, und für sich leben, wie sie wollen, und Schwachköpfe, die man wol leicht zum Alkoran, und wer weiß zu was noch alle hätte bereden können, trift man hier in grosser Anzahl an. Und doch bilden sich die guten Leute von der ersten Klasse Wunderstreiche auf ihr Bekehrungswerk ein, und meinen, das Reich Christi dadurch herrlich anzubauen, wenn sie ihre Gesellschaft mit Leuten überladen, welche keiner Geselschaft, sie sei welche sie wolle, Nutzen bringen.

stehen, wiewol es unter derselben wieder verschiedne Klassen giebt und nicht alle eben dieselben Grundsäze hegen, welches daher kommt, daß nachmals in neuern Zeiten andre schwärmerische Köpfe an diesem System geflikt und einer mehr, der andre weniger Anhänger gefunden haben. Schwenkfeld aber war gewiß der erste, der die mystischen Grundsäze, die sie meistens noch beibehalten, in Deutschland lehrte. Denn ältere Schriften, welche seine Lehre begünstigen sollten, wurden erst in folgenden Zeiten von Freunden der mystischen Theologie aufgesucht und bekannt gemacht. Er begegnete seinen Verfolgern mit Sanftmuth, führte einen untadelhaften Lebenswandel, und bezeugte, daß er nichts anders zur Absicht habe als die Besserung seiner Nebenmenschen und die Beförderung des innern und thätigen Christenthums. Er war also — ein frommer Schwärmer, dessen Lehren noch immer den Beifall einer grossen Anzahl unsrer deutschen Mitbürger haben.

angeworben werden, und ihre Wolthätigkeit geniessen, findet sich der Karakter der erstern weit seltner. Eigennüzige Seelen, welche bei dem Bau des Reichs Christi, wie sie ihr Bekehrung wesen nennen, ihre Rechnung zu finden hoffen, wie die löbliche Goldschmidsgilde zu Ephesus bei dem Bau der Dianentempel, grobe Heuchler, welche bei ihren Zusammenkünften ihre Rolle meisterlich zu spielen wissen, und für sich leben, wie sie wollen, und Schwachköpfe, die man wol leicht zum Alkoran, und wer weiß zu was noch all? hätte bereden können, trift man hier in grosser Anzahl an. Und doch bilden sich die guten Leute von der ersten Klasse Wunderstreiche auf ihr Bekehrungswerk ein, und meinen, das Reich Christi dadurch herrlich anzubauen, wenn sie ihre Gesellschaft mit Leuten überladen, welche keiner Gesellschaft, sie sei welche sie wolle, Nutzen bringen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Truckenbrot, Michael, / Galletti, Johann Georg August, / Bock, Christoph Wilhelm,

Geschichte der Deutschen für die Jugend

Bd.: 6

Nürnberg 1785

Germ.g. 149-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047674-3
VD18 8011752X-001